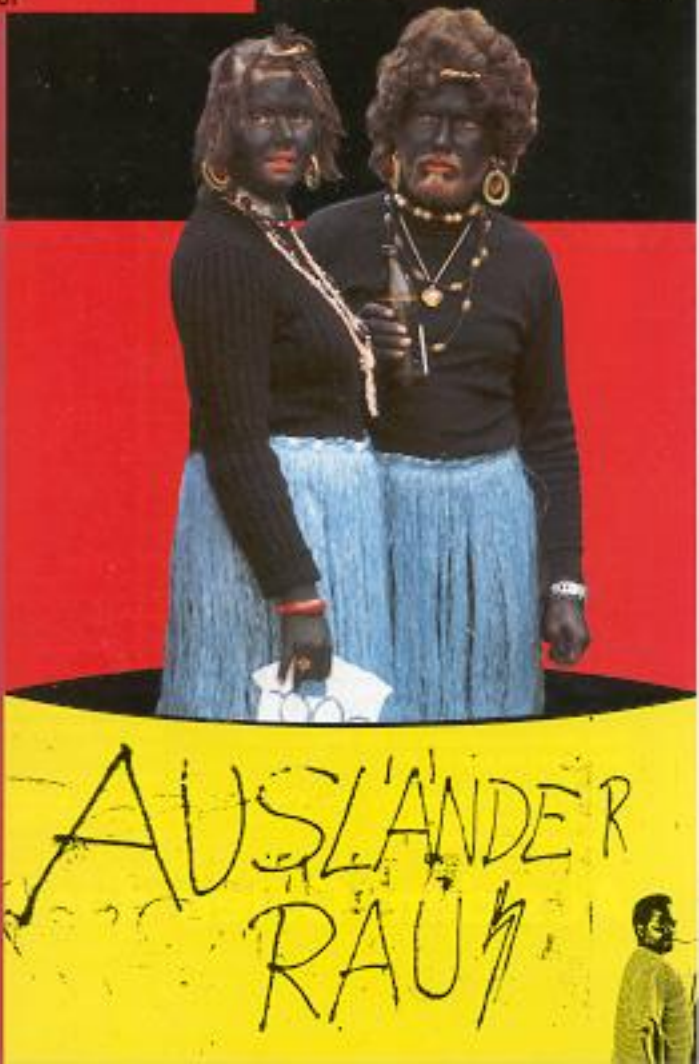
Heft 11 November 1991 A 20 DM

C 12027 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Der ewige Deutsche: ein gemütlicher Mörder
- Waffen für Hoyerswerda
- Klopse aus Kaliningrad
- 3. Welt: Vom Melken toter Kühe
- Deutsche Linke 1991: Besichtigung einer Ruine
- Ach, Herr Chabrol!



in konkret November 1991

von konkret

an konkret

Pogrom in Zivil von Hermann L. Gremliza

»Zum Städele hinaus« von Thomas Ebermann; Rainer Trampert
Systematisch haben Deutschlands Politiker Angst vor »anrückenden Gegenrassen« geschürt, bis sich eine Psychose gewalttätig entlud, auf die sie nun mit kurzem Prozeß gegen Ausländer reagieren können. Was 1987 nur Schönhubers neonazistische »Republikaner« verlangten, ist heute SPD-Politik und wird von Grünen wie PDS begrüßt

Buch des Monats: Deutscher Herbst '91 von Oliver Tolmein
Bernd Siegler: »Auferstanden aus Ruinen« – Rechtsextremismus in der DDR, Edition Tiamat, Berlin 1991, 192 Seiten, 26 Mark

»Jeder ist uns der Nächste« von Elke Ellerbrock; Wolfgang Schneider
Eine unvollständige Chronik der Gewalttaten gegen Ausländer im ersten Jahr des wiedervereinigten Deutschland

Waffen für Hoyerswerda von Wolfgang Pohrt
Ein paar müßige Spekulationen, die so müßig nun auch wieder nicht sind

Alles mit Maß und mit Ziel von Ursula Kreft
In Deutschland hat sich eine Aktionseinheit aus Neonazis, braven Bürgern und politischer Führung gebildet, die die Jagd auf Ausländer als Volksgemeinschaftssport betreibt

»Der Weg nach Osten ist frei« von Heiner Möller
... und Kaliningrad wird wieder Königsberg: Gemeinsam mit sowjetischen »Reformern« möchten deutsche Bankiers und Unternehmer die Region um die ehemalige Hauptstadt der ehemaligen Provinz Ostpreußen zur »Industriellen Ostseeregion K« ausbauen und zu diesem Zweck bis zu 200.000 Deutschstämmige in der noch sowjetischen Enklave Kaliningrad ansiedeln. Es scheint, als gingen die kühnsten Träume deutscher Revanchisten doch noch in Erfüllung

Die Heimkehr des St. Tomicic von Erwin Riess
Vom Ustasa-Trommler zum Trommler der Ustasa – die Karriere eines dalmatinischen Asylanten

Trotzköpfchens Wechseljahre von Michael Schilling
Voreiliger Nachruf auf Vatis liebste Opposition, die im Koma liegt, welches sie aus alter Gewohnheit mit einem Semikolon verwechselt

Milch von toten Kühen von Norbert Trenkle
In KONKRET 2/91 haben die beiden Ökonomen Jörg Goldberg und Kürt Hübner in kontroversen Beiträgen versucht, die Frage zu beantworten, ob und inwieweit wir auf Kosten der Dritten Welt leben. Norbert Trenkle setzt diese Debatte mit einigen Überlegungen zum katastrophalen Ende der Ausbeutung der Dritten Welt und zu den Konsequenzen ihrer Abkoppelung vom Weltmarkt fort

Bravo, George! von Matthias Küntzel
Die allseits bejubelte Abrüstungsofferte des amerikanischen Präsidenten befördert deutsche Nuklearoptionen

Deutsche Linke '91 von Jan Philipp Reemtsma
Sozialpsychologische Gedanken zur Architektur einer Ruine – (Vortrag zuerst gehalten am 1. September 1991 im Frankfurter Literaturhaus)

Ich habe gelesen von Matthias Altenburg

Von Bulimie und Kundendienst von Kay Sokolowsky
Nationalsozialismus im Comicstrip: zumeist eine ungenießbare Mischung aus Geschichtsklitterung, Affirmation des IV. Reiches und handwerklicher Stümperei

Piwitts Siebensachen von Hermann Peter Piwitt

Mit allem zufrieden ... von Gerd Peter Kossler
... und vom Mutwillen geplagt: die Redlichkeit der deutschen Volksseele in einem Märchen der Gebrüder Grimm

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

»In Las Vegas ausgesessen« von Diedrich Diederichsen
Exklusiv für ein Publikum, »das zu einem nicht unwesentlichen Teil seine Eintrittskarten mit Schutzgelderpressungen verdient«,hat Frank Sinatra am 5. Oktober in Frankfurt das einzige Deutschland-Konzert seiner diesjährigen Europa-Tournee gegeben. Diedrich Diederichsen hat ihm zugehört

Edle Nasen von Gero von Randow
Aus Fritjof Capras überflüssigem Buch hat Bernd Capra einen überflüssigen Film gemacht: »Wendezeit«

Ach, Monsieur Chabrol! von Christel Dormagen
Claude Chabrol hat Gustave Flauberts »Madame Bovary« verfilmt. Aus aufregenden Worten wurden langweilige Bilder

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 11/91, S. 4

von konkret

Wieder einmal könnte KONKRET das neue Deutschland in Verdacht gebracht haben. In insgesamt acht Folgen hat die Belgrader Tageszeitung »Politika« Wolfgang Pohrts Beitrag »Entscheidung in Jugoslawien – Von der antiserbischen zur profaschistischen Kampagne« (KONKRET 9/91) vollständig nachgedruckt und damit bei ihren Lesern möglicherweise den Eindruck erweckt, die deutsche Presse sei in dieser wie in anderen nationalen Fragen nicht so gleichgeschaltet wie vermutet. Lesern der »Politika«, denen ein Zufall dieses Heft in die Hände spielt, seien versichert: In den nationalen Fragen, zu denen alle zählen, die von der Meuse bis an den Njemen, von dem Adige bis an den Belt reichen, steht die vaterländische Presse der Deutschen zusammen wie ein(e) Ma(e)nn(in).

Ab dieser Ausgabe ist Wolfgang Schneider der verantwortliche Redakteur von Konkret.

Die "Stuttgarter Zeitung" (Thomas Rothschild) über ein Lesung von Hermann L. Gremliza im Stuttgarter Theaterhaus:

Merkwürdig ist schon, daß ausgerechnet einer, der sich mit sämtlichen hierzulande herrschenden Orthodoxien anlegt, immer wieder orthodox gescholten wird. Wenn etwas den KONKRET-Herausgeber kennzeichnet, so dies: daß er sich nicht scheut, ja offenbar Vergnügen daran findet, sich Feinde zu machen. Wer so konsequent gegen den Strich denkt, auf dem andere gehen, darf auf Beifall nicht hoffen. Aber auch wer Gremlizas Interpretationen der deutschen und der Welt-Lage nicht immer folgen mag, müßte, gäbe es hierzulande eine Spur jener englischen Fairness, die eigentlich erst eine Demokratie ausmacht, konzedieren, daß er immer einen Punkt trifft, der übersehen worden ist, eine Perspektive vorschlägt, die manche geläufige Wahrnehmung relativiert. Vor allem aber: Gremliza bleibt, in einer Zeit, da Sprachbeherrschung zunehmend zu den verzichtbaren Qualifikationen eines Journalisten zu gehören scheint, einer der letzten, die mit einem ausgeprägten kritischen Sensorium für Sprachliches ausgestattet sind und ihre Kritik selbst brillant zu formulieren vermögen... Was Gremliza vorträgt, klingt besserwisserisch. Ja, aber wenn er es nun besser weiß?

Die »Stuttgarter Nachrichten« über die selbe Veranstaltung:

Gremlizas neues Buch heißt »Frau Schwarzer ihr Haus seine Lieblingswurst« (Konkret Literatur Verlag, 28 Mark) und empfiehlt sich bestens als Fortsetzung des Erfolgsbands » Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte«. Im Theaterhaus gab der von politischen Gegnern grob-hilflos als »Oberlehrer« abqualifizierte Gremliza neunzig Minuten Nachhilfe im Fach Deutsch... Er liest, wie seine Sprachanalysen angelegt sind: ohne Häme, eher schon mit Verwunderung... Spektakuläre Auftritte sind Gremliza fremd . Eher schon wirken seine Lesungen leicht unterkühlt. Die Hochachtung vor Cassius Clay deutet auf seine Lust hin, das Einzelkämpfer-Dasein zu genießen .

In KONKRET 8/91 wurde in dieser Rubrik ein Beitrag des »Arbeiterkampf« über eine »politische Neuorientierung« von KONKRET zitiert und zugleich bedauert, daß die Zeitschrift des ehemaligen KB in diesem Beitrag auf einem Niveau sich bewege, das eine Diskussion unmöglich mache. Da hat sich nun was getan, dessen Ergebnis im »AK« vom 23. September nachzulesen ist – in einem Interview mit Gremliza unter dem Titel »... man muß dem Verrat grundsätzlich abgeneigt sein«.

Ein sehr ärgerlicher Druckfehler steht in LITERATUR KONKRET 91 auf Seite 8. Das letzte Wort in Spalte 2, Zeile 9 muß »dem« heißen und nicht »den«. Der Autor bittet seine Leser, die Stelle handschriftlich zu korrigieren.

Konkret 11/91, S. 6

an konkret

Reaktionäre Utopie

KONKRET 10/91 »Förderung bei Wolgograd« von Rainer Trampert

Wer noch nicht einmal einen Text richtig zusammenfassen kann, sollte aufhören, von dialektischer Vernunft zu reden. Kurz kritisiert die Warenproduktion, die unbegriffene Ware-Geld-Beziehung, den Arbeitsfetisch etc., und Trampert macht daraus eine Verherrlichung der Marktwirtschaft. Abgesehen davon, daß weder Kurz noch Trampert etwas mit Dialektik am Hut haben, so hat doch der letztere Vernunft auf Moral reduziert. Auf der Suche nach Verrätern möchte ich ihm noch einen Tip geben. Der immer noch allseits verhaßte Lew Dawidowitsch hat auch den Weltmarkt verherrlicht und den Internationalismus der Kommunisten aus diesem und nicht aus dem Wunsch, bester und radikalster Linker zu sein, abgeleitet.

»Der Versuch, unabhängig von den geographischen, kulturellen und historischen Bedingungen der Entwicklung des Landes, das einen Teil der Weltgesamtheit darstellt, eine in sich selbst abgeschlossene Proportionalität aller Wirtschaftszweige in nationalem Rahmen zu verwirklichen, bedeutet, einer reaktionären Utopie nachzujagen. Wenn die Verkünder und Anhänger dieser Theorie trotzdem an dem internationalen revolutionären Kampfe teilnehmen (mit welchem Erfolg, ist eine andere Frage), so deshalb, weil sie als hoffnungslose Eklektiker den abstrakten Internationalismus mit dem reaktionären utopischen Nationalsozialismus mechanisch vermengen.« (Trotzki, 1930 im Vorwort zur deutschen Ausgabe der »permanenten Revolution«)

Auch wenn dieser nationale Sozialismus keine Utopie geblieben ist: Die reale Weltmarktvergesellschaftung hat mehr emanzipative Elemente als alle Liebe zum sozialistischen Vaterland, und sein ökonomischer und ideologischer Zusammenbruch ist unvermeidbar gewesen – nichts anderes hat Kurz begründet. Den preußischen Staatssozialismus im Gegenzug heute noch damit zu rechtfertigen, daß »nationale (sic!) Befreiungsbewegungen« unterstützt worden sind, ist für einen Intellektuellen doch ziemlich erbärmlich.

Und was soll bitte sein halbherziger Vorschlag, den italienischen Operaismus wiederzuerwecken? Will er jetzt nach »Nie wieder Deutschland« mit der Parole »Alle Macht den Räten« den faschistischen Mob in Ost und West vereinigen? – Warum hört er nicht einfach auf zu schreiben?

Toralf Gonzalez

Hamburg

Fehler

KONKRET 10/91 »Wo die Lektüre zur Tortur gerät«; Gunter Blank stellte angelsächsische Krimis vor

Wer ist Gunter Blank? Ich kenne ihn nicht, will ihm auch nicht seine journalistische Karriere versauen. Aber muß er seine Laufbahn unbedingt bei KONKRET beginnen? Der Mann ist nicht fähig, auch nur einen einzigen Satz zu schreiben, der irgend etwas bedeuten würde. Hättet ihr seine Texte gelesen, ihr hättet es merken müssen.

Wer herausfinden will, ob ein Satz funktioniert, muß ihn nur auf sein Skelett reduzieren. Bei Blank kommt dann beispielsweise folgendes dabei heraus: »Der Serienmörder hat sich zur Gestalt aufgeschwungen und eine Vielfalt hervorgebracht, die in die Regale verbannt wurden.« Und: »Durch die Wahl und die Verlagerung gewinnt die Implosion der Welt Ähnlichkeit mit den Phantasien.«

Fehler macht jeder; Blanks Texte sind Fehler. Er hat sich nichts gedacht, und er weiß nicht, wie er's sagen soll. Oder mit Hrdlicka: »So lieb ist der liebe Gott nun auch wieder nicht, daß er dem, der keinen Inhalt hat, die Form schenkt.« Übrigens könnte es nichts schaden, auch Tolmeins Texte mal nach obengenannter Methode zu untersuchen, von wegen: »zunehmend nicht mehr nur«.

Matthias Altenburg

Frankfurt/Main

Generaldurchblicker

KONKRET-Extra 9/91 »Entscheidung in Jugoslawien« von Wolfgang Pohrt

Oh je, o je, o je Pohrt, da haben Sie aber ganze Arbeit geleistet und durch ihre tiefenpsychologische Analyse der serbo-jugoslawischen Armee die Angst vor Gemetzel und dem Einsatz schwerer Waffen genommen. Endlich kann sie wieder Blut sehen und sogar auf fliehende Frauen und Kinder schießen. Alle Achtung Pohrt, ganz, gaaanz große Klasse.

Wie? Was? Alles anti-serbische Propaganda? Es sind in Kroatien weniger Zivilisten umgekommen als gewöhnliche Rumänen in einem Ferienmonat bei den Todesschwadronen? Ja, wenn Sie das so sehen.

Aber immerhin doch mehr, als Israelis bei einem Golf-Turnier. Oder? Und damit es noch mehr werden, sollten Sie ganz schnell Solidaritäts-Urlaub machen. Wo? Na dort, wo die armen serbischen Minderheiten ganz doll von einem faschistischen Terror-Regime unterdrückt werden. Und, Pohrt, nehmen Sie Gremliza und die ganze deutsche Linke am besten mit, damit Serbien nicht sterbien muß.

Es ist doch immer wieder schön zu sehen, wie sich die edelsten und scharfsinnigsten jungen Menschen für ein vom Untergang bedrohtes Volk einsetzen und sich selbst von Fakten nicht davon abbringen lassen. Bravo, wieder ein Volk gerettet.

Jedes Volk sei eindringlich davor gewarnt, sich mit der deutschen Linken anzulegen, denn die Rache der deutschen Generaldurchblicker wird fürchterlich sein.

Dabei bedienen sie sich raffiniertester Tricks: man nehme etwas absolut Richtiges (die faschistoide oder völkische Wahrnehmungsart vieler Deutscher gegenüber z.B.: Slawen), trete es solange breit, bis aus objektiven Fakten (Okkupationskrieg der serbischen Cetniks und der jugoslawischen Armee gegen Kroatien) eine linke Seifenoper wird (Serbien ist das Opfer, Kroatien und Deutschland die Täter). So schön kann das Leben deutscher Linker sein.

Nach der großartigen EG-Hilfe für Kroatien (wer möchte da nicht hilfsbedürftig sein) bleibt den Kroaten und Ungarn in Kroatien nur noch das Eine: Sie scheißen auf diese Linke. Recht haben sie.

Auf so eine Linke ist geschissen (und auf die Friedensbewegung gleich mit).

Janos Nospek

Köln

Gute Deutsche

KONKRET 10/91 »100 000 Serben auf dar Flucht«, Nachdruck der Rede des serbischen Präsidenten Milosevic

Mit dem umkommentierten Abdruck der Propagandarede des serbischen Präsidenten Milosevic habt ihr der kritischen Debatte um die Krise in Jugoslawien einen denkbar schlechten Dienst erwiesen. So erlaubt ihr dem erzreaktionären nationalisten Milosevic, sich in der linken Öffentlichkeit als Beschützer nationaler Minderheiten darzustellen, demselben Politiker, der seit Jahren die Albaner im Kosovo unterdrückt und die Selbstverwaltung der Vielvölkerprovinz Vojvodina zerschlug. Eine fundierte Darstellung chauvinistischer Politik in Serbien, Kroatien und anderen Republiken sucht man in KONKRET vergebens, obwohl diese bereits seit mehreren Jahren feststellbar ist. In Belgrad ist derzeit ein promovierter Marxist Führer einer der antikommunistischen und nationalistischen Cetnikgruppen, die ihre Rambo-Killer über die Grenzen nach Kroatien schicken. Die Präsidenten Kroatiens und Serbiens verhandelten wiederum vor ein paar Wochen bei einem Geheimtreffen über die Aufteilung der Nachbarrepublik Bosnien-Herzegowina – alles nachlesbar in der kritischen Zeitschrift »Vreme« aus Belgrad! 100 000 Serben auf der Flucht – nur sie? Was ist mit den Zehntausenden flüchtender Kroaten? Wer vertreibt, nur die kroatischen Ustaschi bzw. Nationalgardisten – was tun die Cetniks und die Volksarmisten? Eure Behandlung des Problems Jugoslawiens ist eine Bankrotterklärung für linken Journalismus, keine Analyse, keine Informationsvermittlung, nur polemisches Gelaber. Es drängt sich der Verdacht auf, daß die KONKRET-Redaktion das Thema letztlich nur instrumentalisiert auf der Suche nach dem deutschen Imperialismus. Damit dürftet ihr euch dann letztlich selbst als gute Doitsche enttarnt haben, die sich eigentlich nur für sich selbst interessieren.

Mit sehr ärgerlichen Grüßen

Philippe Ressing

Hamburg

Daß KONKRET die kommunistisch-chauvinistischen Großserben als sozusagen letzte »sozialistische« Perspektive in Europa bejubelt, kann wohl nur mit dem bekannten Sprichwort »In der Not frißt der Teufel Fliegen« erklärt werden. Sicher

wird KONKRET auch noch für die Bombardierung Dubrovniks eine dialektische Rechtfertigung finden. Allerdings ist ja auf die verrotteten Amis auch kein Verlaß mehr.

Aber nicht verzagen! Falls es mit dem Genossen Milosevic als dem großen Retter des Marxismus-Leninismus doch nichts wird (die brutale rassistische Unterdrückung der Kosovo-Albaner nehmen Sie ideologiebedingt erst gar nicht zur Kenntnis – man kann schließlich nicht alles wissen), so gibt es ja noch die Herren Castro und Kim-Il-Sung; – Pol Pot und Guzman (Sendéro Luminoso) sind ja wohl nur eingeschränkt präsentabel.

Wolfgang Kurth

Magstadt

Konkret 11/91, S. 8

Hermann L. Gremliza

Pogrom in Zivil

Natürlich sind Zäune um Asylantenheime nicht die Endlösung dieser Angelegenheit.
Rudolf Krause (CDU), sächsischer Innenminister, nach Hoyerswerda

Jetzt, da zusammenschlägt, was zusammengehört, sage nochmal einer, es gebe in Lebensfragen der Nation keine Koalition der Vernunft: Wenn der Bundeskanzler die Überfälle auf Ausländer eine »Schande für Deutschland« nennt, weil »wir ohne die Ausländer unseren Wohlstand nicht erreicht hätten«, und wenn er »ohne jede Nachsicht« gegen die Täter vorgehen will, weil sie »Deutschlands Ansehen in der Welt« herabsetzen, dann stimmen ihm alle deutschen Demokraten aus allen deutschen Ländern heftig zu, vom Bundespräsidenten, der sich eigenen Fußes hinunter in ein echtes Ausländerwohnheim begibt, um dort zu fordern, man möge »sich gegenseitig als Menschen achten« (gegenseitig!), bis zum Geschäftsführer der SPD, der in dieser schweren Stunde nicht ansteht, sich emphatisch zu »meiner Stammpizzeria« zu bekennen.

Alle sind dagegen, daß man Ausländer anzündet, absticht oder zu Krüppeln schlägt, und alle wissen, daß man Deutschen eine Begründung schuldet, wenn man sie dazu bewegen will, Leben und Gesundheit von Leuten zu respektieren, die der eine von den zwei typischen Lesern des »Spiegel« »Schmarotzer« nennt (Norbert Scheer heißt er diesmal, aus Braunschweig). Das Massakrieren von Menschen anderer Hautfarbe oder Sprache bleiben zu lassen, einfach so, mir nichts, dir nichts, ohne einen im wohlverstandenen Interesse der Totschläger liegenden Grund, hat noch keiner ihrer Staatsmänner von den Landsleuten zu verlangen gewagt. Was sie nach mehr als fünfhundert Überfällen deutscher Banditen auf Ausländer treiben, provoziert den Gedanken, es hätten Weizsäcker, Kohl, Vogel und der Multikulturdezernent am Tag nach dem Anschlag auf Herrhausen um Verständnis für den Beruf des Ermordeten und um Toleranz mit der Witwe gebeten.

Ein libanesisches Flüchtlingskind kämpft auf einer Hamburger Intensivstation um sein Leben? Damit traut sich nicht mal die um Manieren bemühte »Zeit« vor ihre Studienräte. Der Fall liegt komplizierter: Wer »Hand an auch nur einen Ausländer legt, verübt einen Anschlag auf unseren Rechtsstaat und unsere freiheitliche Ordnung«, nicht die verbrannte Seinab Saado ist es, die am Tropf hängt, sondern die ideell versengten Repräsentanten und Garanten des Rechtsstaats und der freiheitlichen Ordnung, die Gräfin Dönhoff, ihr Innenminister und ihr Glauben an das neue Deutschland, und am Ende ist die in Hoyerswerda oder Hünxe gestellte Frage, was wichtiger sei: daß Deutschland lebt oder eine Kanakengöre, auf allerfeinste Art auch für Blankenese beantwortet.

Weil es aber nicht wirklich gegen die Ausländer geht, sondern gegen unsere freiheitliche Grundordnung, sind die Täter schnell gefunden. Wer war es denn, der nicht Gewähr bieten wollte, jederzeit auf dem Boden der freiheitlich demokratischen Grundordnung zu stehen? Ganz recht: ganz links. Wer also hat, um dem Rechtsstaat zu schaden, das Flüchtlingskind angezündet? Erich Honecker und seine Kommunisten. Darin sind sich die Journalisten in Deutschland einig Vaterland einig über alles.

Ein Joachim Neander in Springers »Welt«: »Hierzulande ist es den Politikern und den Medien über Jahre hinweg gelungen, dem Bürger im Umgang mit dem Ausländerproblem ein schlechtes Gewissen zu wecken, zu Recht übrigens... Ein solches schlechtes Gewissen aber gibt es im Osten kaum oder gar nicht. Die Erinnerung an die NS-Vergangenheit wurde vier Jahrzehnte lang sozialistisch verfälscht und verdrängt.«

Der Henryk Broder, der noch vor Wochen die Westdeutschen inklusive ihrer Linken zurecht des Antisemitismus beschuldigt hatte, preist nun der Antisemiten hohes Zivilisationsniveau: »Es ist der kleinbürgerliche Mief, der nun über die offene Grenze herüberschwappt, diese seltsame Kombination... von Bügelfalte und Mordlust im Herzen, eine Kombination, die vermutlich niemand verstehen kann, der nicht 40 Jahre lang in sozialistischer Doppelmoral geschult wurde... Dabei kann es nicht ausbleiben, daß die Einwohner der Ex-DDR wie Eingeborene behandelt werden, die erst auf das Zivilisationsniveau der Kolonialisten gebracht werden müssen«, nämlich auf das Niveau von Hünxe-West.

In der »Tageszeitung« spricht zur gleichen Zeit ein Ulrich Hausmann mit vollem Mund: »Es besteht ein offenkundiger Abgrund, was die demokratischen Sitten angeht, zwischen der alten Bundesrepublik und dern Beitrittsgebiet im Osten. Dieser Bruch läßt sich auch nicht durch das dümmliche Gerede wegwischen, im Westen herrsche doch strukturell dieselbe Ausländerfeindlichkeit wie im Osten... Auch in Saarlouis oder Germersheim ist bisher nichts von einem Pöbel bekannt, der sich am hellichten Tag und unter Beifall der Mehrheit auf Ausländerhatz begibt. Noch sind die Anschläge auf Wohnheime im Westen feige Taten aus dem Hinterhalt, von einzelnen oder Gruppen«, die zwar mitunter von braven Nachbarn für ihre Anschläge honoriert werden, worüber jedoch, da Bochum nicht in Sachsen liegt, des dümmlichen Sängers Höflichkeit schweigt.

Ebenfalls in der »Tageszeitung« macht ein als Experte für Rechtsradikalismus vorgestellter Eberhard Seidel-Pielen dicke Backen: »Die Entwicklung der letzten Monate zeigt: Die Bevölkerung der fünf neuen Bundesländer ist in weiten Teilen

weder reif zur Demokratie noch reif für Europa 92«, sie war nur reif genug, die »erste friedliche deutsche Revolution« zu machen. Drei Tage später hieß es in der »TAZ« fett auf Seite 1: »Was manche als Zivilisationsproblem des deutschen Ostens sehen, hat wieder Opfer gefordert, weit im Westen...« *Manche* sind dreister als andere.

Wer die Reaktionen der Rechtsextremisten auf die Ausländer verstehen könne, haben die Demoskopen von Emnid gefragt: Insgesamt waren es 31 Prozent der Deutschen – 38 im Westen der BRD und 21 im Osten. Sollte der »staatlich verordnete Antifaschismus« der DDR doch etwas bewirkt haben? Ach was, sagt der Herausgeber der Illustrierten »Stern«, »natürlich haben 40 Jahre befohlener Völkerfreundschaft im SED-Staat, haben die mangelnde Übung im Umgang mit den gettoisierten Ausländern und die psychologischen Belastungen des Einigungsprozesses, die Trostlosigkeit der Plattenbausiedlungen, die Arbeitslosigkeit mancher Ost-Deutschen irgendwas mit dieser Pogromstimmung zu tun«, und auch der Reporter, den der »Spiegel« nach Hoyerswerda geschickt hat, hält dem Mob die Mängel der örtlichen Architektur und das Fehlen von Diskotheken zugute. Äußere Umstände des Lebens, die für 95 Prozent der Weltbevölkerung ein Traum von unerreichbarem Luxus bleiben, sind bei mordlustigen deutschen Herrenmenschen strafmildernd anzurechnen.

Ein Asylant (26) aus Sri Lanka wurde in der Saarbrückener Innenstadt von drei Männern überfallen. Sie zerrten ihn in ein Auto, betäubten ihn und brachten das Opfer an die Bahnlinie Saarbrücken-Mannheim. Dann legten sie den Bewußtlosen auf die Schienen. Ein Schnellzug donnerte mit Tempo 130 heran, trennte dem Asylanten das rechte Bein ab.

Das war die letzte Meldung vor Redaktionsschluß. Nicht gemeldet war zu diesem Zeitpunkt, daß die Anstifter des deutschen Mobs, die Asylantenhetzer aller Parteien, Zeitungen und Funkanstalten sich öffentlich bei den Opfern entschuldigt sowie massiven Schutz und großzügige materielle Entschädigung angeboten haben. Nicht gemeldet war auch ein unbefristeter kollektiver Geschwätzstreik all jener Damen und Herren, die der Gründung des Vierten Reichs Schmiere gestanden und nur zu berechtigte Sorgen im In- und Ausland mit der bewußten Lüge vertrieben hatten, sie, die sich Achtundsechziger nennen und Knapp, Schmid, Vollmer und sonstwie heißen, hätten »die deutsche Gesellschaft (West) gründlich zivilisiert«, wobei die Autorin dieses Satzes noch hinzugefügt hatte: »Die Zivilisierung ist passiert. Das können wir nun mal. Wir können auch unter Garantie noch die DDR-Gesellschaft zivilisieren... Das traue ich uns allemal zu. Davor habe ich keine Angst.«

Schön, daß Frau Vollmer keine Angst haben will und deshalb wenigstens davon reichlich übrigbleibt für Seinab Saado und ihre Geschwister.

Konkret 11/91, S. 10

Thomas Ebermann; Rainer Trampert

»Zum Städele hinaus«

Systematisch haben Deutschlands Politiker Angst vor »anrückenden Gegenrassen« geschürt, bis sich eine Psychose gewalttätig entlud, auf die sie nun mit kurzem Prozeß gegen Ausländer reagieren können. Was 1987 nur Schönhubers neonazistische »Republikaner« verlangten, ist heute SPD-Politik und wird von Grünen wie PDS begrüßt

Es gibt Fragen, die werden nur gestellt, um entweder nicht oder falsch beantwortet zu werden: »Was sollen wir den ausländischen Freunden und Kolleginnen jetzt noch sagen, denen wir immer versicherten, Deutschland sei mittlerweile ganz anders?« (»TAZ«-Redaktionsleiter Andreas Rostek am 8. Oktober). Wie wäre es mit einer deftigen Selbstkritik, möchte man antworten; einer, die die Behauptung von der »von Grund auf zivilisierten Gesellschaft« (Antje Vollmer) als pure Idiotie zurücknimmt, vielleicht sogar bereit ist, zu erforschen, welche miesen eigenen Motive zur Leugnung der barbarischen Potenz deutscher Politik und Gesellschaft geführt haben.

Nichts ist weniger intendiert als diese Konsequenz. Im Gegenteil, mit jedem Pogrom und mit jedem verbalen rassistischen Amoklauf »verantwortlicher Politiker« wächst unter Linksalternativen offensichtlich der Wunsch, die Drahtzieher des rassistischen Mobs an der Spitze »zivilisatorischer Gegenmobilisierung« sehen zu wollen. »Warum eigentlich sind Kurt Biedenkopf und Rita Süssmuth und Björn Engholm und Angela Merkel nicht längst schon in Hoyerswerda? Die Akteure der Sommerdebatte müssen auf die Straße! Schäuble und Stoiber und Lambsdorff und die Bischöfe Lehmann und Kruse nebst der schmucken und der ungeschmückten Reihe der Ministerpräsidenten: auf nach Sachsen!«, ruft Antje Vollmer. Auch Gregor Gysi wünscht sich, »daß eine Demonstration gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus und Neofaschismus, an der Spitze mit dem Herrn Bundespräsidenten, mit der Frau Bundestagspräsidentin und dem Bundeskanzler stattfindet.« Die Idee muß als so zündend gelten, daß auch »Vogel beklagte, daß Kohl nicht wie seinerzeit Mitterand... zu einer großen Demonstration gegen den Fremdenhaß aufrufen würde.«

Der Wunsch nach gemeinsamem Demonstrieren deutet nicht nur an, daß die Täterschaft der staatstragenden Politik, ihre »Auftragserteilung« an den tobenden Mob, »übersehen« wird, sondern der Konsens sich in die Richtung einer Überzeugung bewegt hat, derzufolge ein »Ausländer- bzw. Asylantenproblem« existiert, dessen »Lösung« eine staatliche Aufgabe ist, welche so effektiv bewältigt gehört, daß die Verselbständigungen des wütenden Packs eingedämmt werden können. (Das ist übrigens der Grund für die zahllosen widerlichen Verweise, in Hoyerswerda habe der Rechtsstaat Schaden genommen, und quasi bloß nebenbei die Flüchtlinge.)

Wer glaubt, wir übertrieben, wir wendeten uns mal wieder den »Fehlern« von Linken, Grünen und Bürgerbewegten zu, statt den »Hauptfeinden«, den Konservativen und Faschisten die Leviten zu lesen, der studiere in aller Ruhe, was Werner Schulz (Bündnis 90/Grüne) vor dem Deutschen Bundestag so zum Besten gab und vergleiche das mit den Kleinigkeiten, die dem Jenninger sein Amt gekostet haben. Werner Schulz: »Gerade die Unfähigkeit der sächsischen Polizei, ein von den Bürgern gefordertes Maß an innerer Sicherheit zu garantieren, hat den rechtsextremen Gruppen dort quasi zu einer Akzeptanz als Bürgerwehr verholfen. Deutlicher kann das Versagen des Staates gar nicht ausfallen, als wenn man radikalen Gewalttätern de facto staatliche Aufgaben (!!) überläßt.« (Bundestagsrede 25.9.)

Als die Sturmtruppen der Nazis in Hoyerswerda zur Vernichtung schreiten wollten und die johlende Masse einem verzweifelten Schwarzen, der vom Fensterbrett in den Tod springen wollte, zurief: »Spring doch, spring doch«, da wies Kurt Biedenkopf in der Absicht, das Image von Sachsen zu retten, darauf hin, daß Hoyerswerda überall in Deutschland hätte stattfinden können. Soll man das relativieren? Als im baden-württembergischen Brühl auf dem Kirmesfest drei Nigerianer von Nazis lebensgefährlich verletzt wurden und die Polizei nach der Abriegelung des gesamten Geländes nach Zeugen suchte, da fand sie keinen, der bereit gewesen wäre, auszusagen. Quantitative Unterschiede aufzuzählen, verbietet sich in einer Zeit, in der täglich etwa 50 Mord- und Brandanschläge in Ost und West verübt werden. Der Unterschied liegt darin, daß im Westen die Augen verschlossen werden, während im Osten die Meute zu johlen beginnt, und daß die Polizei im Westen noch nach Zeugen sucht, während die im Osten offen mit den Tätern sympathisiert.

Vierzehn Tage nach dem Sieg der Nazis in Hoyerswerda trat der Volkssänger »Heino« dort auf. Dem Moderator von »Bericht aus Bonn« stand das Entsetzen im Gesicht, als er berichtete, wie »Heino« in deutlicher Anspielung auf die erfolgreiche Vertreibung der Ausländer, begleitet vom Gejohle der ahnungsvollen Masse, sein »Muß i denn zum Städele hinaus« gesungen habe.

Adolf Hitler hatte in »Mein Kampf« geschrieben: »Es gehört zur Genialität eines Führers, selbst auseinanderliegende Gegner immer als nur zu einer Kategorie gehörend erscheinen zu lassen. Dies stärkt den Glauben an das eigene Recht und steigert die Erbitterung... Zur Bekämpfung dieser Gefahr muß die gesamte Aufmerksamkeit eines Volkes... geschlossen vereint werden, so als ob von der Lösung tatsächlich Sein oder Nichtsein abhänge.«

Als hätten Politiker und Medienmacher dies beherzigen wollen, wurde die »Asylantenschwemme« in den letzten Monaten zur bedrohlichen »Gegenrasse« stigmatisiert, zu einer »für Deutschland lebensentscheidenden Frage« (Björn Engholm).

Menschen aus anderen Ländern erschienen nicht mehr als Menschen, sondern als Scheinasylant, Wirtschaftsasylant, Schwemme, Flut, betrügerischer Asyltourismus, Ansturm, Schmarotzer, mithin ausschließlich in Bedrohungs- und Kampfbegriffen, so als ob Sein oder Nichtsein von der Lösung dieses »Problems« abhinge.

In scheinbarer Objektivierung des Themas schilderte der »Spiegel« in einer Titelstory den »Ansturm der Armen«: »1,5 Millionen osteuropäische Zigeuner, 2,3 Millionen Türken, 10 Millionen Russen... den reichen Mitteleuropäern droht ein Ansturm... der Glücksritter... (dem) fühlt sich die Mehrheit der Bundesbürger... nicht mehr gewachsen... (die) gebären mehr Kinder... melden sich nacheinander in verschiedenen Städten und kassieren überall ab...«

Allein von einem »Problem« zu reden, schrieb Adorno in Bezug auf das angebliche »Judenproblem«, »erweckt den Anschein eindringlicher und verantwortlicher Überlegung, gibt Objektivität vor. Es ist eine ausgezeichnete Rationalisierung für Vorurteile, denn es wird der Eindruck erweckt, als sei die eigene Haltung nicht subjektiv motiviert, sondern das Ergebnis angestrengten Nachdenkens und gereifter Erfahrung... Dieses Problem verlange nach einer Lösung und, da (jene) selbst ein Problem sind, werden sie zu Objekten. Nach einer Lösung des (Problems) rufen, heißt schließlich, den Juden zu manipulierbarem 'Material' zu erniedrigen.«

Die Erniedrigung von Einwanderern und Flüchtlingen zu manipulierbarem »Material« ist der Kern eines staatlich regulierten Rassismus', wie er z.B. in den Ausländergesetzen festgeschrieben ist. Die materielle Diskriminierung, wie ungleicher Zugang zu Arbeitsmarkt und Wohnraum, Verbot bzw. Einschränkung politischer Betätigung und auch der menschenunwürdige Umgang mit Flüchtlingen, muß daher – zur Legitimation ihrer Behandlung als »Objekte« – kombiniert werden mit der Behauptung einer Bedrohung, die von den »Fremden« ausgehe.

Das Antreiben der Angstpsychosen vor den »anrückenden Gegenrassen« und der Ruf nach einer »Lösung« wurden Staatsdoktrin von Verfassungsrang. Im Entwurf zum neuen Ausländergesetz schrieb die Bundesregierung: »Eine fortlaufende... Zuwanderung von Ausländern würde die BRD tiefgreifend verändern. Sie bedeutete den Verzicht auf die Homogenität der Gesellschaft, die im wesentlichen durch die Zugehörigkeit zur deutschen Nation bestimmt wird. Die gemeinsame deutsche Geschichte, Tradition, Sprache und Kultur verlöre ihre einigende und prägende Kraft.« Der völkische Erhalt der Nation sei in Gefahr durch Ausländer. Damit ist Sein oder Nichtsein eines ganzen Volkes angesprochen.

Der »Spiegel« veröffentlichte eine umfassende Expertise vom »Chefdenker für Ausländerpolitik von Bundesinnenminister Schäuble«, Eckart Schiffer, die den Staatsauftrag kompetent umreißen soll. Schiffer fragt: »Welche Empfindungen werden ausgelöst, wenn von multikultureller Gesellschaft die Rede ist?« und antwortet: »Denken wir an Stadtteile, in denen wie in Gettos eine fremde... Bevölkerung lebt?... An Demonstrationen fanatisierter Massen, die Europa auf das geistige Niveau des Mittelalters zurückbringen möchten?« Er assoziiert bewußt Flüchtlinge und Einwanderer mit »fremde Gettos«, »minderes geistiges Niveau«, »finsteres Mittelalter«. Er nimmt dies zum Anlaß, ein Gebot der Rassentrennung zu begründen. Zwar mache »Reggae-Musik... das kulturelle Konsumangebot bunter (der Zoo Hagenbeck stellte Schwarze in Käfigen aus, d.V.)..., doch ändert dies nichts daran«, daß »ein übergreifendes Grundmuster von identitätsstiftenden gemeinsamen Erinnerungen, Werthaltungen und Vorstellungen, die die (meisten) Deutschen als Angehörige einer Nation verbinden und die sie von Angehörigen anderer Nationen... unterscheiden«, nicht gefährdet werden dürfe. Den »Fremden« wirft er hingegen vor, ihr »Wille zur Bewahrung der überkommenen kulturellen Identität« diene ihnen »als ein Vorwand, ... sich in einer selbst isolierenden Abwehrhaltung gegen deutsche kulturelle Einflüsse abzuschotten«.

In den aktuellen Pogromen sieht Schiffer einen Beweis dafür, daß »die Bürger... es nicht hinnehmen, wenn sie ihre ureigene, am nächsten liegende Lebens- und Erfahrungssphäre durch Überfremdung gefährdet glauben. Heimat im Sinne einer Erhaltung vertrauter Umwelt ist, nicht zuletzt im Hinblick auf die Kürze des Lebens, so etwas wie ein kollektives Menschenrecht.« Nachdem nun etwas Reggae-Musik in den vertrauten Betonklötzen von Hoyerswerda in den Rang einer Menschenrechtsverletzung gehoben wurde, dürfe »die Verweigerung einer Überfremdung«, dies ist eine Umschreibung von Pogromen, nicht »verkürzt als Fremdenfeindlichkeit« gebrandmarkt werden. Im Gegenteil: »Es darf insbesondere nicht dazu kommen, daß wir die Errungenschaften eines jahrhundertealten Kampfes der Europäer... opfern, nur weil wir Scheu empfinden oder nicht den Mut haben, selbstsicherem religiösen Fanatismus fremder Provenienz entschlossen entgegenzutreten.«

Dies ist ein im »Spiegel« verbreiteter Aufruf für Pogrome. Er stammt aus dem bundesdeutschen Innenministerium. Die Konzentration auf »religiösen Fanatismus« soll die Bedrohung der »Herrenrasse« durch die »geistig« im Mittelalter Stehenden plausibel machen. Die Begriffe »ohne Scheu« und mit »Mut« sind Kampfbegriffe.

Diese Staatsdoktrin wird von den unteren Politchargen in Pogromsprache unmittelbar übersetzt. Der CSU-Bürgermeister von Vilshofen: »Heute geben wir den Asylanten Fahrräder, morgen irgendwelche Töchter«. Ein Ratsherr in Dormagen: »Manche Leute sprechen... von Integration, manche von Verschmelzung, ich spreche von Blutverpanschung und -vermanschung.« Eine aktuelle CDU-Wahlkampfanzeige in Wittmund: »Unfrieden in den Dörfern – mehr Straftaten –

Wohnungsnot... Milliarden für den Asylmißbrauch... Die CDU weiß, daß unsere Bevölkerung jetzt zu Recht politisch entschlossenes Handeln erwartet.« Die CDU in Peine: »Wir wehren uns gegen Scheinasylanten.«

Der Schutz und das Verständnis, die deutschen Nazis jeweils nach ihren Mordanschlägen entgegengebracht werden, sind eine Konsequenz dieser Ideologie. Einen Tag nach dem Sieg der Nazis in Hoyerswerda nahm Volker Rühe sie in Schutz: »Die Übergriffe zeigen, daß die Bevölkerung durch den massenhaften Mißbrauch des Asylrechts überfordert ist.«

Diese offizielle Staatspolitik erzielt zwei Wirkungen. Bisher schwankende Geister werden durch die permanente Objektivierung davon überzeugt, sie seien tatsächlich von einer globalen Gefahr bedroht. Auf Nazis und Rassisten wirken diese Wiederholungen enthemmend. Sie werden von ihrem Rest an Selbstdisziplin »befreit«, handeln sie doch jetzt im Rahmen allgemeiner Gewißheiten. »Vorurteilsvolle Personen neigen dazu, jeden Vorwurf gegen die Fremdengruppe... zu übernehmen, wenn sie ihn nicht von sich aus vorzubringen brauchen, sondern als allgemein anerkannte Tatsache vorfinden. Werden extrem antisemitische bzw. ausländerfeindliche Äußerungen so vorgebracht, als seien sie nichts Schimpfliches mehr, sondern etwas, das vernünftig erörtert werden könne, scheint dies das Über-Ich zu beruhigen und selbst da zur Nachahmung anzuregen, wo eine 'eigene' Reaktion... weniger extrem ausfallen würde.« (Adorno: »Studien zum autoritären Charakter«)

In dem Wirkungszusammenhang der »allgemeinen Tatsachen« und Enthemmungen kommt parlamentarischen Oppositionsparteien eine besondere Verantwortung zu. Das vorherrschende Bild in der Bevölkerung von der Geltung politischer Wahrheiten ist eines, das von Oppositionsparteien eine andere Wahrheit erwartet, sollte es diese geben. Entfällt die Gegenorientierung, wird die verbreitete »Wahrheit« absolut.

Diesen Zustand erleben wir zur Zeit. Hans-Jochen Vogel warf der CDU/CSU vor, »sie blockiere eine Beschleunigung des Asylverfahrens, die ohne Grundgesetzänderung möglich sei«. Da man doch in den Zielen übereinstimme, möge Kohl seine »Untätigkeit auf dem Gebiet des Asylverfahrensrechts sofort beenden... Diese Verweigerungshaltung begünstige das Anwachsen emotionaler Überfremdungsangst.«

Es ist keine Übertreibung, sondern für jeden nachlesbar, daß die konkreten, »technokratischen« Maßnahmen, die heute aus der SPD vorgeschlagen werden, um die Zahl der Deutschland erreichenden Flüchtlinge zu verringern, ihren Aufenthalt zu verkürzen, ihre Lage zu verschlechtern – also all die Vorschläge zwischen Sammellager, Rückweisung schon an der Grenze, Schnellverfahren und weiterer Kürzung der finanziellen Zuwendungen – , dem entsprechen, was 1987 die Republikaner in ihrem »Bremerhavener Programm« gefordert haben. Die Republikaner hatten damals ihrerseits abgeschrieben beim berüchtigten »Schutzbund für das deutsche Volk«, der seinerseits aus dem »Heidelberger Manifest« entsprungen war. (Übrigens: Die Forderung nach Änderung des Grundgesetzes haben die Republikaner damals nicht erhoben.)

Die Behauptung der SPD, sie handele in Wahrheit effektiver gegen die Flüchtlinge als die CDU, hat eine lange Tradition. Erinnert sei an das »persönliche Verdienst« Egon Bahrs, die »Schleuse Berlin« in Verhandlungen mit der DDR geschlossen zu haben (»Ich fühle mich persönlich glücklich, dem Land einen guten Dienst geleistet zu haben«), und die daran geknüpfte Aufforderung Raus an Kohl, an allen deutschen Grenzen »die Schleusen zu schließen,... damit der Gefahr ausländerfeindlicher Tendenzen... durch Handeln entgegengewirkt wird.« Für das ideologische Gerüst sorgte Peter Glotz. In einem Vortrag in England, der in der westdeutschen Presse abgedruckt wurde, sah er »ein phantastisches kulturhistorisches Museum... Europa« gefährdet, denn: »Wir registrieren ein explosives Bevölkerungswachstum im armen Süden und eine Stagnation der Bevölkerung im Norden, vor allem in Europa... Selbstverständlich kann der Zuzug von Aussiedlern, Asylbewerbern, ausländischen Arbeitern nicht beliebig groß und ungesteuert erfolgen. Als sich die Zuwanderung der Ostjuden in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Wien von 12.000 auf 120.000 verzehnfachte, entstanden dort antisemitische Protestbewegungen; bei ihnen lernte Hitler sein Handwerkszeug. Solche Entwicklungen wollen wir nicht provozieren.«

Wer diesen Gedanken, die bis zum Erbrechen wiederholte Verwandlung von Opfern in Täter, einmal nachvollzieht, der darf mitentscheiden, ob der SPD-Landesvorsitzende von Brandenburg, Steffen Reiche, mit seiner Befürchtung »große Flüchtlingsströme aus dem Osten könnten der europäischen Kultur ein Ende setzen..., sie können für Europa gefährlicher werden als die Rote Armee in den Zeiten des Kalten Krieges«, eher »ausländerfeindlichen Tendenzen« entgegenwirken wollte oder selbst ein Opfer zu »zahlreicher Zuwanderung« ist.

Da es unmöglich ist, die praktischen Vorschläge und die ideologische Stoßrichtung sozialdemokratischer Politik zu verkennen, darf angenommen werden, Dietmar Rietz habe gewußt, was er schrieb, als er im »Neuen Deutschland« formulierte: »Führte die Bonner Elefantenrunde« (gemeint ist das Treffen von Regierungsparteien und SPD) »in absehbarer Zeit doch noch zu einem Minimalkonsens, wäre das angesichts momentanen Stillstands (!) wenigstens ein Fortschritt.« Nicht minder eindeutig ist Wolfgang Rex in der gleichen »sozialistischen Tageszeitung«: »Der sorglose Bonner Umgang mit dem Asylproblem (!) trug auch den Bremer Rechten Stimmen zu.« Und noch eine Verwandlung deutschen Rassismus' in die, widerwärtige Neutralität vorspiegelnde, Vokabel vom Asylproblem, diesmal gekleidet in eine Frage an Bremens

Bürgermeister Wedemeier, den sozialdemokratischen Vorkämpfer der schweinischen Politik christdemokratischer Ministerpräsidenten: »Sie haben Aufsehen erregt mit Ihrer Asylregelung oder mit dem Abschieben von Asylbewerbern. Wie könnte man das Asylproblem lösen?« (»ND« vom 21. 9.).

Darf's etwas mehr Verständnis für Faschisten sein? Bitte: »Denn wir werden unser Ausländer- und Asylproblem nicht lösen, bevor wir unsere eigenen sozialen Probleme in den Griff bekommen« (»ND« vom 24. 9.). Oder: »Wem das Wasser schon bis zum Halse steht, der wird nach jedem Strohalm greifen, der Rettung verspricht. Sei es auch der Baseballschläger...« (»ND« vom 30.9.).

Unbestreitbar gibt es Leute in der PDS, die eine verdienstvolle antirassistische Arbeit leisten. Aber die Arbeit dieser Menschen hat offenbar wenig mit der alltäglichen Praxis ihrer Partei zu tun. Das gleiche dürfte für die Programmatik der PDS gelten. In Basdorf stand die örtliche PDS an der Spitze der Bewegung gegen ein dort geplantes »Asylantenheim« (vgl. KONKRET 2/91). Und in Hoyerswerda, wo die PDS 26 Prozent der Kommunalwahlstimmen erhielt, über 17 kommunale Abgeordnete verfügt und angeblich 700 Mitglieder haben soll, wurde eine Erklärung aller Fraktionen (CDU, PDS, SPD, FDP, Grüne) verabschiedet, die Satz für Satz so niederträchtig ist, so eiskalt unmenschlich und verlogen, daß es schwerfällt, die eigenen Gewaltphantasien gegen dieses Pack zu zügeln: »Die Abgeordneten der Stadtverordnetenversammlung bedauern zutiefst, daß unsere Stadt durch die Ereignisse der zurückliegenden Tage in negativer Weise in die Schlagzeilen und Sensationsberichterstattung der Medien geriet. Wir sind fest davon überzeugt, daß diese bedauerlichen Vorfälle von der Mehrheit der Bürger unserer Stadt abgelehnt werden. Wir als erste freigewählte Volksvertreter sind mit bestimmten Wertvorstellungen wie Menschenwürde, Toleranz und Gewaltlosigkeit angetreten, um eine neue humanistische und demokratische Gesellschaft aufzubauen. Alle Fraktionen der Stadtverordnetenversammlung stehen hinter der Entscheidung, die ausländischen Bürger zunächst aus unserer Stadt in Sicherheit zu bringen. Wir sehen es nicht als ein Nachgeben gegenüber den rechtsradikalen Gruppierungen oder gar einen Sieg der Gewalt. Diese in Abstimmung mit allen politische Verantwortung Tragenden in Stadt, Kreis und Land getroffene Maßnahme diente dazu, eine weitere Eskalation zu vermeiden und Ruhe sowie Sicherheit wieder herzustellen. Wir appellieren an alle Bürger unserer Stadt, trotz einer Vielzahl anstehender persönlicher und kommunaler Probleme, Toleranz zu üben und friedvoll miteinander umzugehen.«

Wahrlich eindrucksvoll: Sie alle »sehen es nicht als ein Nachgeben« – es war ihr ureigenster Wunsch, die »ausländischen Bürger« zu vertreiben und so »Ruhe sowie Sicherheit wieder herzustellen«. Richtig ärgerlich erscheint ihnen, daß ihr Wunsch nicht geräuschlos administrativ zu realisieren war, sondern einer Form bedurfte, die ihre Stadt in »negativer Weise in die Schlagzeilen« geraten ließ.

»Negative Schlagzeilen« (im Ausland), das ist auch die Sorge, die Richard von Weizsäcker, begleitet von einer Unzahl von Medienvertretern, ins Flüchtlingswohnheim trieb, wo er tat, was alle Präsidenten in barbarischen Zeiten zu tun pflegen. Er herzte ein Kind und formulierte den entscheidenden Satz: »Ich habe gehört, daß die Asylbewerber sich weder bedroht noch benachteiligt fühlen.« Genau dieser Botschaft – sie ist Weizsäckers wichtigste – zu widersprechen, wäre die vordringliche Aufgabe linker oder nur einigermaßen wahrheitsliebender Journalisten.

Das Gegenteil ist der Fall: »Man konnte stolz sein auf den Präsidenten, wenn man so sah, was dieser in den letzten Tagen tat. Deutschland, in dem der Haß tobt, wird der Welt suspekter und suspekter. Doch, Gott sei Dank, da gibt es einen Mann, der in die Heime der Verfemten geht... die Nummer Eins des Staates zeigte, wie sie sein sollen, die deutschen Spitzenpolitiker. Ein guter Dienst genau zur rechten Zeit!« (»ND«). Unschwer zu erkennen, wie dem Frank Wehner, der diese Zeilen verbrochen hat, Deutschlands Ansehen am Herzen liegt.

Sich im Patriotismus von niemandem übertreffen zu lassen, eine der schrecklichsten Traditionslinien deutscher Kommunisten, muß tief verwurzelt sein im Bewußtsein eines großen Teils der PDS, und es muß die schrecklichen praktischen Konsequenzen in Basdorf und Hoyerswerda zumindest befördern. In der Zeitschrift »antiFa« (9/91), dem Verbandsorgan der antifaschistischen Widerstandskämpfer (IVVDN), die in der ehemaligen DDR leben, widmet sich Chefredakteur Fred Löwenberg dem Leben und Wirken Beppo Römers. Sein Weg »führte ihn vom Hauptmann der Kaiserlichen Armee (dieser militärische Rang hat ihm immer viel bedeutet) zu einem der bekanntesten und sicherlich auch berüchtigtsten Freikorpsführer... Römer, der aktivistische Führer des Freikorps Oberland, kennt keine Halbheiten (!). Darum (! !) glaubt er auch, daß sein Platz in der KPD ist«, deren Positionen er nicht immer teilte... »Aber für ihn ist sein echter Patriotismus für sein Vaterland, für das Volk, dem er bewußt angehört, das Entscheidende... Ist nicht sein ganzes (!) Leben«, so fragt sich Fred Löwenberg, »erfüllt vom kämpferischen Humanismus... Auch sein letztes Lebenszeichen« (er wurde 1944 hingerichtet) »spricht für die hohe Moral Beppo Römers. Der letzte Satz in seinem kleinen Abschiedsbrief lautete- Der Tod auf dem Schlachtfeld wäre schöner gewesen, zumal mein ganzes Leben immer Deutschland gegolten hat.«

Die Grünen haben bekanntlich eine große Routine, ihre politische Praxis und programmatische Beschlußlage sowohl staatspolitischen Erfordernissen als auch »Stimmungen« im Volk anzupassen. Was ihnen jetzt mit dem Beschluß ihres Länderrates, die Position der »offenen Grenzen« zu kippen und durch ein Einwanderungsgesetz zu ersetzen, gelungen ist,

würdigte die »Frankfurter Allgemeine« demonstrativ auf ihrer ersten Seite: »Das unermüdliche Ackern der Unionsparteien in der Frage der Asylpraxis hat an einer Stelle den Grund gelockert, die bisher besonders hart und abweisend war. Sogar die Grünen... haben eingestanden, daß der Zustrom der Eindämmung bedarf. Ihr Festhalten am Asylrecht ist Parole, ihr Beschluß, daß ein Einwanderungsgesetz notwendig sei, hingegen eine unübersehbare Marke dafür, wie hoch selbst in den Reihen der staatsfernsten Partei die Sorge gestiegen ist über die Zuwandererzahlen und deren öffentlichen Widerhall.« Wer wollte dem widersprechen?

Positionswechsel vollziehen sich bei den Grünen niemals ohne eine scharfe Attacke auf Meinungen, die niemand jemals vertreten hat: »Eine ungerechte Weltwirtschaftsordnung, Menschenrechtsverletzungen und ökologische Katastrophen lassen sich nicht durch eine unkontrollierte Zuwanderung in die Bundesrepublik lösen« (Beschluß des Länderrates). Das stimmt, auch Zahnschmerzen gehen davon nicht weg. Das Argument war lediglich, daß u.a. die Bundesrepublik Profiteur der »ungerechten Weltwirtschaftsordnung« ist und nicht wenig Anteil daran hat, daß es in vielen Regionen dieser Welt den Menschen so dreckig geht, daß eine kleine Minderheit von ihnen versucht, sich z. B. hierher durchzuschlagen – und daß es eine Schweinerei ist, ihnen das zu versagen. Aber genau dieser Gedanke ist es ja, der ausgerottet werden soll.

Ein Einwanderungsgesetz fordert seit Monaten die »Wirtschaftswoche«. Manch »nüchternes« Argument wird hier vorgetragen, weil das westdeutsche Kapital nicht gänzlich darauf verzichten will, auf dem Weltmarkt Arbeitskräfte nach seinen Bedürfnissen zu rekrutieren: »Die Zuwanderer sind ... ökonomisch betrachtet durchaus willkommen ... Deutschland braucht sie – als Arbeiter, Konsumenten und Stabilisatoren seines wackeligen Rentensystems ... So manche Dienstleistung wäre ohne billige ausländische Arbeitskräfte für uns längst unerschwinglich geworden.« Oder: »Mit der gedankenlosen Formel, Deutschland sei kein Einwanderungsland, haben wir uns bisher das Nachdenken über eine langfristige Einwanderungspolitik erspart ... Ein geschlossenes Konzept . . . wie in Australien oder Kanada gibt es in Europa allenfalls in der Schweiz.«

Dies ist nicht mißzuverstehen als Argumentation gegen rassistische Diskriminierung, es ist vielmehr das Plädoyer, den Rassismus nicht zu ökonomisch kontraproduktiven Handlungen zu steigern, also die »Nützlichen« von den »Schmarotzern« zu unterscheiden – was ja nicht zuletzt für den Betriebsfrieden z. B. bei Ford nicht ganz unerheblich ist. Wer »Gastarbeiter« mit »Asylanten« verwechselt, der schadet der deutschen Wirtschaft – genau das hat auch Oskar Lafontaine auf dem Marktplatz von Hoyerswerda gesagt, als er dem Mob erklärte, er solle nicht den Nutzen der »Ausländer« übersehen.

Heute geben sich die Grünen unvergleichlich weniger Mühe, die Identität ihrer Überlegungen mit denen des »modernen« Kapitals zu verheimlichen als noch in der Zeit, da in dieser Partei das Einwanderungsgesetz mit allerlei »humanistischen« Begründungen salonfähig gemacht werden mußte. Cohn-Bendit: »Damit könnte die Bundesrepublik beispielsweise festlegen, wie viele Arbeitskräfte (man beachte die Terminologie!) hereingelassen werden ... Die Zahl sollte zusammen mit den Arbeitsämtern festgelegt werden ... Eine Einwanderungsbehörde bestimmt dann, welchen Bedarf (!) es in der Bundesrepublik gibt.« Ein einziges Argument, so scheint es, lassen die Grünen neben dem Verweis auf die Bedürfnisse des »Arbeitsmarktes« zu: das Mitspracherecht des deutschen Spießers. »Sie teilen die Ansicht der anderen Parteien, daß der Zustrom nach Deutschland begrenzt werden muß?« – wird Konrad Weiß gefragt, und der antwortet: »Ich denke, wenn man den sozialen Frieden im Lande erhalten... will, geht es nicht anders.« Auch hiervon gibt es derbe Varianten. Die Befürworter von »offenen Grenzen« seien darauf aus, »daß sich eine Gesellschaft entwickelt, wo im alltäglichen Bürgerkrieg sich entscheidet, wer überlebt« (Klaus Geiger in »Sozial-Extra« 5/91).

Ist die Grundauffassung einmal klar, dann widmet der deutsche Politiker sich dem administrativen Detail, was erst glaubwürdig macht, daß es ihm wirklich um eine »Begrenzung des Zustroms« geht: »Wir haben vorgesehen, daß sich Asylbewerber, die unter Angabe falscher Asylgründe (!) nach Deutschland kommen, nach der Abschiebung (!) für einige Zeit nicht mehr um eine Einwanderung bemühen können« (Konrad Weiß). »Wer einen Asylantrag gestellt hat und abgelehnt wird, (darf) keinen Einwanderungsantrag mehr stellen« (Cohn-Bendit). Da wütet der Technokrat: Der Asylantrag des Afrikaners war ein mieser Fall von »Mißbrauch«, was daran zu erkennen ist, daß er abgelehnt wurde – was hierzulande nur berechtigterweise geschieht. Nun muß er bestraft werden und darf den (in der Regel ohnehin chancenlosen) Einwanderungsantrag nicht mehr stellen. Hat er keinen »Mißbrauch« begangen, aber der deutsche Arbeitsmarkt keine Verwendung für ihn: »Ja, dann ist erstmal zu für Einwanderung« (Cohn-Bendit). Oder, um den Zynismus zu steigern, »ist es für den einzelnen (!), der vor der Tür stehenbleibt ... eine bittere Sache« (Konrad Weiß).

Es bleiben Differenzen bei den Grünen, sicherlich. Während Cohn-Bendit bereit wäre, »eine Diskussion über die Neuformulierung des Artikels 16 des Grundgesetzes zu führen«, sieht Rupert von Plottnitz diese Notwendigkeit nicht: »Ein Einwanderungsgesetz in Verbindung mit einem Asylverfahrensrecht, das zu schnellen Entscheidungen kommt (= rasche Abschiebung) würde doch einen erheblichen Beitrag zur Lösung der Probleme leisten, die uns jetzt ganz besonders beschäftigen.«

Ideologisch war der Boden bei den Grünen für derlei seit langem bereitet. Es ist schon einige Zeit her, als die Vordenker Kretschmann und Knapp gegen die »offenen Grenzen« agierten: »Zwischen dem Menschenrechtskatalog des

Grundgesetzes und schiitischem Fundamentalismus gibt es aber keine dauerhafte Koexistenz«, und »eine Politik der offenen Grenzen« verurteile »verständliche Wünsche vieler Menschen nach Abgrenzung und Abwehr gegen Unbekanntes und Neues einfach zu Fremdenfeindlichkeit«. Was Udo Knapp meint, wenn er schreibt, C DU und SPD hätten ihren Bremer Wahlkampf »mit fremdenfeindlichen Akzenten (!) versehen«, ist uns schleierhaft; eher logisch erscheint, wenn er zum Einzug der DVU ins Parlament formuliert: »Das ist nur zu begrüßen. Eine Fraktion in der Bürgerschaft muß argumentieren.«

Das »von Grund auf zivilisierte Deutschland« hat einen erklecklichen Anteil an Staatsbürgern, die zu unmittelbar physischer Gewalt gegen Flüchtlinge und Immigranten bereit sind oder mit faschistischem Handeln wenigstens sympathisieren (einige Umfragen sprechen von mehr als 30 Prozent). Der Rest der »Demokraten« hat seinen Konsens im geforderten knallharten staatlichen Umgang mit Flüchtlingen gefunden. Zu keinem anderen Zeitpunkt wäre denkbar gewesen, jene Verschlechterungen für Flüchtlinge zu beschließen, die CDU/FDP/SPD am 11. Oktober in Bonn verabredet haben, ohne daß es halbwegs ansehnliche Proteste und Demonstrationen dagegen gegeben hätte. Betrachtet man die Redewendungen und Parolen, die der Mob und seine Sympathisanten verwenden, kommt man nicht umhin, ihnen in diesem gesellschaftlichen Klima die Möglichkeit einer schaurig-großen Zukunft zu prophezeien.

Es sind ja nicht nur diese miesen Worte wie »uns geht's beschissen, und jetzt holen die noch Ausländer rein«, die zu kontern wären mit dem Hinweis, daß in den »neuen Bundesländern« bekanntlich niemand seinen Arbeitsplatz an einen Flüchtling verloren hat, was aber die schlechteste Antwort ist, weil es den Rassismus in seiner Substanz akzeptiert. (In jedem Vorrechnen, wie wenig die Flüchtlinge »uns« kosten, liegt immer auch die Botschaft, daß sie nichts kosten dürfen!)

Es ist nicht zuletzt der Neid, der der Barbarei die befürchtete große Zukunft geben könnte. Einige Stimmen aus Fernseh-Reportagen: »Neger zwingen ihre Frauen zu Sextänzen in Kellerkneipen«; »Seit der Wende verfallen die deutschen Tugenden«; »Die infizieren unsere Mädchen mit Aids«; »Die fassen Obst an, ekelhaft«; »Wenn ein deutsches Weib mit einem Neger fickt, soll es gleich mit abhauen«; »Die stehen nur immer da mit ihrer unverschämten Lässigkeit, selbst nach der Arbeit, wenn sie kaputt sind«; »Hat wahrscheinlich im Heim drei Frauen, und hier fickt er die letzte Unke aus dem Dorf...«

In diesen Beiträgen erleben wir nicht nur von ökonomischen Verlustängsten geplagte Menschen, sondern restlos verkümmerte, die noch ahnen, wie sehr in ihnen Sinnlichkeit, Lebensfreude, Erotik, lustvolles Feiern erstickt sind. Vor allem aber ist ihnen bewußt: Ihre stumpfen Reste einer Sehnsucht nach Glück werden in diesen Verhältnissen, in Braunkohle, Maschinenlauf, Beton, Autoschlangen, Video-Clips, die sie entmenschlicht haben, nicht erfüllt, auch nicht mit einem Lottogewinn. Umso mehr hassen sie jene, in denen sie, berechtigt oder phantasierend, die ihnen abhanden gekommenen menschlichen Eigenschaften vermuten. Wem zugetraut wird, Sexualität lustvoll auszuleben und dazu noch lässig auszusehen (trotz Arbeit), gehört ermordet. Nichts, so scheint es, wenn man die haßerfüllten deutschen Gesichter auf dem Fernsehschirm sieht, nichts macht sie rasender als die Tatsache, daß in den ärmlichen Verhältnissen der »Asylantenheime« auch noch bis in die Nacht Musik gehört und gefeiert wird. Dieses Motiv für einen unbändigen Rassismus reproduziert sich seit Beginn der Aufklärung. Die vernünftigsten Phasen sind denn auch solche gewesen, in denen ein Sich-Ausleben schlicht verboten blieb, wenn schon nicht die »eigenen« Verhältnisse aus den Angeln gehoben wurden, um sie menschlich lustvoller zu gestalten.

Der Rassismus motiviert sich nicht nur aus dem Anderssein, das Leute an ihre triste Normalität erinnert und insofern verunsichert, als diese sie in Frage stellt, sondern auch aus dem Besonderen des Andersseins. Lebensbedrohend für die anderen ist: »Paranoia, der Verfolgungswahn, der die anderen verfolgt, auf die er projiziert, was er selber möchte, steckt an. Von kollektiven Wahnvorstellungen wie dem Antisemitismus wird die Pathologie des Einzelnen, der psychisch der Welt nicht mehr gewachsen sich zeigt und auf ein scheinhaftes inneres Königreich zurückgeworfen ist, bestätigt« (Adorno: »Erziehung zur Mündigkeit«). »Die Gefolgschaft, die weder ökonomisch noch sexuell auf ihre Kosten kommt, haßt ohne Ende; sie will keine Entspannung dulden, weil sie keine Erfüllung kennt«; »Weil die betrogenen Massen ahnen, daß dies Versprechen (von Glück) als allgemeine Lüge bleibt, solange es Klassen gibt, erregt es ihre Wut ... Noch als Möglichkeit, als Idee müssen sie den Gedanken an jenes Glück immer aufs neue verdrängen ... Fremdes, das ans verheißene Land, Schönheit, die ans Geschlecht erinnert ... zieht die Zerstörungslust der Zivilisierten auf sich, die den schmerzlichen Prozeß der Zivilisation nie ganz vollziehen konnten«; »Der Gedanke an Glück ohne Macht ist unerträglich, weil es überhaupt erst Glück wäre« (Adorno/Horkheimer: »Dialektik der Aufklärung«)

Nun spielt die ganze Nummer nicht irgendwo, sondern in Deutschland. Das verleiht mancher Häßlichkeit, die auch in anderen kapitalistischen Metropolen anzutreffen ist, erst die Gründlichkeit, die Bereitschaft zur Konsequenz, den Wunsch »bis zum Letzten zu gehen«, nicht nur Sprüche zu machen etc. Was jetzt ausbricht, war immer vorhanden. Es war allerdings verborgener, solange dem deutschen Staat, der Bundesrepublik, bestimmte – wenn auch viel zu schwache – Fesseln angelegt waren. Diese Fesseln sind gesprengt, Deutschland ist wieder Großmacht, hat zurückerhalten, was hierzulande »volle Souveränität« genannt wird. Und gibt es nicht eine verblüffende Parallelität zwischen den Aktionen des Packs vor den Heimen und dem Auftreten Genschers überall in der Welt, wo Deutschland offene Rechnungen hat? Hat

nicht inzwischen der letzte Blödmann begriffen, daß dort, wo Geld hinfließt, die »Freunde« sitzen, und daß man die Regionen wirtschaftlich boykottiert, wo der »Feind« das Sagen hat? Natürlich hat er. Und deswegen kommt der Gedanke, man müsse Flecken wie Hoyerswerda drei Jugendzentren, ein Schwimmbad, einige Investitionen, allerlei bauliche Verschönerungen und ein vorzügliches Nahverkehrs-System zukommen lassen, auch als das an, was er ist: Ausdruck eines tiefen, tiefen Verständnisses – oder eben als Versprechen einer Belohnung.

Das Wechselspiel von staatlicher Ideologiebildung und Enthemmung der Massen läßt nur eine düstere Zukunftsvision zu. Und was heute seinen Rassenwahn im Inland austobt, das ist doch allemal gut fürs Schlachtfeld fern der Heimat. Vielleicht in Kroatien, vielleicht anderswo.

Konkret 11/91, S. 15

Oliver Tolmein

Buch des Monats: Deutscher Herbst '91

Bernd Siegler: »Auferstanden aus Ruinen« – Rechtsextremismus in der DDR, Edition Tiamat, Berlin 1991, 192 Seiten, 26 Mark

Den Deutschen im allgemeinen geht es prächtig, und die Deutschen in der DDR im speziellen fühlen sich so gut wie lange nicht. Meinten im Mai 1991 noch 41 Prozent von ihnen, daß es ihnen besser gehe als vor der Wiedervereinigung, waren davon im September 1991 bereits 51 Prozent überzeugt. Mit der Zunahme der Zufriedenheit wachsen die Aggressionen: 23 Überfälle auf Ausländer zählte die Polizei am letzten Septemberwochenende allein im Ruhrgebiet, im gleichen Zeitraum wurden im Großraum Berlin und in Schleswig-Holstein zwölf Flüchtlingsunterkünfte attackiert, kurz vorher war Hoyerswerda nach sich über mehrere Tage hinziehenden Angriffen auf Moçambiquaner und Vietnamesen zur ersten ausländerfreien Stadt des neuen Deutschlands geworden: der gleiche Ort, in dem schon am 1. Mai 1990 Ausländer zusammengeschlagen wurden und im Frühjahr 1991 der linksradikalen Band »Goldene Zitronen« aufgelauert worden war (siehe KONKRET 8/91).

»Ausländer klatschen«, das zeigen die Zahlen, aber auch die Vorgehensweise der Täter, ist kein Verbrechen vereinzelter Marginalisierter. Gut organisierte nazistische Schlägertrupps, an denen nichts (außer vielleicht dem Geburtsdatum ihrer Mitglieder) 'neo' ist, haben es 'lediglich' zu ihrer Sache gemacht. Sie treten, prügeln und wüten im Namen und unter dem Beifall des Volkes. »Verständnis für Rechtsradikale«, notierte das Deutschland-Magazin »Der Spiegel« keineswegs besonders entsetzt oder empört das Ergebnis einer EMNID-Umfrage, »bekunden sogar deutlich mehr Westdeutsche als Ostdeutsche (38 gegenüber 21 Prozent)«. Bei den unter 30jährigen Deutschen nähern sich die Werte allerdings an: 37 Prozent der Bundesdeutschen und 30 Prozent der Bewohner der ehemaligen DDR zeigen sich verständnisvoll.

Ein Jahr nach der Wiedervereinigung, ein halbes Jahr nach dem Ende des Golfkrieges entwickeln sich die Verhältnisse in Deutschland so gewöhnlich und gemein, wie es zu befürchten war. Keineswegs sind die Fronten durcheinandergeraten, die deutsche Ideologie ist langlebiger und klarer, als es Polemiken um des tagespolitischen Effekts willen glauben machen wollten. Der Volkssturm, den im Frühjahr dieses Jahres einige auf der Linken entdeckten, war nicht schon da, er kündigt sich erst an, und seine Parole ist nicht »Krieg dem Krieg« oder das geschichtslos-dumme »USA-SA-SS«, sondern traditionsbewußt und tötungsbereit »Ausländer raus!«. Das ist weder symbolisch gemeint, noch reagiert der starke Staat darauf mit Polizeiknüppeln oder dem Wasserwerfer. Die bekommen jetzt, wie auch schon im März, die knapp 4.000 Linksradikalen zu spüren, die Ende September in Hoyerswerda für Bürgerrechte und gegen Fremdenhaß auf die Straße gingen.

Unterdessen räsonieren die Kommentatoren der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« (wie im übrigen auch die Leitartikler von »TAZ«, »Zeit«, »Welt« und »Bild«) darüber, wie zu verhindern wäre, daß das Ausland endlich begreift, wie sehr Reich die vergrößerte Bundesrepublik bereits geworden ist. Scharfe Worte gegen den Pöbel – dessen brachiale Gewalt das revisionistische Projekt gefährdet, Auschwitz als Schandtat der gewöhnlichen Art in die Annalen der Weltgeschichte zu setzen – und gleichzeitig ein unmißverständliches Plädoyer dafür, den Vorwand für die neuerlichen Verbrechen zu beseitigen, wirken human und sind deutsch zugleich. Die Kommentatoren machen sich nicht mit dem Volk gemein, verfolgen aber gleichwohl dessen Ziel: »Gespräch der Parteien beim Kanzler: Einigkeit im Grundsätzlichen bot sich an. Das Volk soll nicht in Ausländerfeindlichkeit verfallen... Am Ende bleibt (aber) die Last der Entscheidung. Man kann sie verzögern. Das geht aber angesichts der Volksstimmung nicht unbegrenzt, und die Aufnahmefähigkeit Deutschlands für alle Leidtragenden dieser Welt hat ebenfalls ihre Grenzen« (»FAZ«).

Die gleichen Argumente, die die »FAZ« für die Verschärfung des Asylverfahrens bemüht, dienen Konrad Weiss (Bündnis 90) und anderen als Grundlage ihres Engagements für ein Einwanderungsgesetz: »Wenn wir nicht wollen, daß Ausländer von der Bevölkerung geschnitten... oder sogar tätlich angegriffen werden, dann müssen wir uns eine solche sozialverträgliche Regelung (wie das Einwanderungsgesetz) schaffen. « War es vor ein paar Wochen noch selbstverständlich, den zu Taten drängenden Rassismus in der DDR damit zu entschuldigen, daß die DDR-Führung versäumt habe, der Bevölkerung den Kontakt zu Ausländern zu ermöglichen, wird jetzt genauso selbstverständlich behauptet, die Grenze der Belastbarkeit der Volksgemeinschaft sei längst überschritten. Was so oder so bleibt, ist: Verantwortlich für ihren Haß sollen nicht die Akteure sein, sondern, wahlweise, die SED-Politiker, »Linksextremisten in den Führungspositionen« (»FAZ«) oder die potentiellen Opfer selber.

Daraus folgt: Zum einen dürfen die Ausländer, damit niemand auf die Idee kommt, sie rauszuprügeln, gar nicht erst reingelassen werden, zum anderen wird der Ruf nach dem starken Staat lauter. Die softe Variante heißt: »Das staatliche Gewaltmonopol darf nicht länger zur Diskussion gestellt werden« (Cohn-Bendit, »TAZ«). Schärfer klingt es in »Bild« und »Welt«, die mit der nahezu vollständigen Vereinheitlichung der öffentlichen Meinung noch nicht zufrieden sind und die daher beharrlich fordern, das »Parteiengezänk« müsse überwunden werden und die Politiker sollten endlich mit einer Stimme sprechen. Eine Forderung, die als Ruf nach dem Krisenstab, wenn nicht dem Führer interpretiert werden muß.

Daß das, was in der Bundesrepublik längst gang und gäbe ist, in weitaus größerem Ausmaße, als bisher schon vermutet, auch für die frühere DDR gilt, läßt sich jetzt in dem äußerst materialreichen und lesenswerten Buch »Auferstanden aus Ruinen« von Bernd Siegler nachlesen. Ausgehend von dem damals noch aufsehenerregenden Mord an dem Moçambiquaner Jorge Gomondai im April 1991 durch organisierte Nazis, dessen Aufklärung nach Auskunft des sächsischen Justizministers im Juli »nicht an vorderer Stelle der Prioritätenliste« stand, hat Siegler die Entwicklung des Neonazismus auf dem Gebiet der DDR zurückverfolgt. Seine Recherchen in etlichen Archiven und seine Gespräche etwa mit Mitarbeitern des mittlerweile abgewickelten Zentralinstituts für Jugendforschung in Leipzig haben bedrückende Ergebnisse über das gesellschaftliche Klima zutage gefördert, in dem der Neonazismus sich entwickeln konnte.

In den achtziger Jahren zeichnete sich allmählich ein Bewußtseinswandel der DDR-Jugend ab, der zum einen eine zunehmende Distanzierung vom Sozialismus, zum anderen die Pflege des in den achtziger Jahren sprunghaft an Bedeutung gewinnenden Nationalgefühls zur Folge hatte und dessen vorläufiger Endpunkt durch das Ergebnis einer im Mai 1989 durchgeführten Umfrage markiert werden kann, in der sich 90 Prozent der Schüler und Schülerinnen dazu bekannten, sich »als Deutsche« zu fühlen. Ein Ergebnis, das von Siegler (und den Autoren der Studie im Zentralinstitut) nicht erklärt wird, das aber dokumentiert, wie sich bereits vor der Wiedervereinigung ein Nationalgefühl, dem der Sozialismus nichts, die Volksgemeinschaft immer mehr galt, konstituierte. Da war es nicht verwunderlich, daß eine vom Zentralinstitut in Leipzig und dem Deutschen Jugendinstitut in München im Sommer 1990 gemeinsam durchgeführte Schülerbefragung nahezu identische Ergebnisse zeitigte: 11 Prozent der DDR-Schüler und 13 Prozent der BRD-Schüler sahen den Nationalsozialismus als eine »gute Sache« an, die »nur schlecht ausgeführt wurde«, 15 Prozent der DDR-Schüler (11 Prozent BRD) bewunderten Adolf Hitler.

Dem Bewußtseinswandel folgten Aktionen – aber kaum staatliche Sanktionen. Stefan Hermlin beklagte 1988, nachdem eine Gruppe Jugendlicher in Leipzig gegen Abend mitten in der Stadt »NSDAP« skandieren und Klaus Barbie hochleben lassen konnte, ohne daß die Polizei oder Passanten eingeschritten wären, eine Belebung des Antisemitismus in der DDR, »wie seit 40 Jahren nicht mehr«. Zwischen November 1987 und 1988 wurde auch der Jüdische Friedhof an der Schönhauser Allee im Stadtteil Prenzlauer Berg fünfmal geschändet: Die Polizei griff kein einziges Mal ein, obwohl sich der Friedhof auf der Rückseite der Volkspolizei-Inspektion, von fast jedem Fenster aus gut einzusehen, befindet. So engagiert und effizient die DDR-Polizeikräfte ermitteln, wenn es gegen Linke z.B. aus der Umweltbibliothek oder gegen Punks, die die öffentliche Ruhe und Ordnung allein durch die Haartracht störten, ging, so nachlässig und ergebnislos blieben in der Regel die Verfahren, die gegen Rechtsextreme – wenn überhaupt – eingeleitet worden sind. 1988 wurde gar die Sonderabteilung zur Aufklärung neofaschistischer Umtriebe im Ministerium für Staatssicherheit aufgelöst.

Ende der achtziger Jahre waren in der DDR dabei etwa 2.000 rechtsextremistische Skinheads aktiv. 1988 verbuchte die Kriminalpolizei der DDR 188 rechtsextremistische »Vorgänge«, etliche davon richteten sich schon damals gegen Ausländer. 1989 waren es bereits knapp 300, und die Dunkelziffer dürfte, siehe oben, erheblich gewesen sein. Eine anhand der Strafakten jugendlicher Skins veröffentlichte Untersuchung dokumentiert, daß diese auch in der DDR keineswegs aus ungesicherten Verhältnissen stammten oder als »Modernisierungsverlierer« verstanden werden dürfen. 24 Prozent der straffällig gewordenen Rechtsradikalen waren Lehrlinge, 50 Prozent Facharbeiter. Wichtige Rekrutierungsfelder für die DDR-Nazis waren die NVA und die Gesellschaft für Sport und Technik sowie die FDJ-Ordnergruppen. Auch die angebliche Systemopposition der Jung-Nazis (»Im Osten Deutschlands war schon der geschorene Kopf eine Mutprobe – fast so risikoreich wie im Westen die irrsinnige Fahrt an der Außenwand einer S-Bahn«, »FAZ«) erweist sich, wie Siegler zeigt, als Mythos: »Diese unauffälligen guten Arbeiter, die Alkohol nur in geringen Maßen trinken, ihren Körper trainieren, einen ausgeprägten Leistungswillen besitzen und sich scharf gegen 'Schmuddel- und Saufpunks' abgrenzen, hatten in Prozessen nie Schwierigkeiten, einen Fürsprecher aus dem Arbeitskollektiv zu finden und mit einer milden Strafe davonzukommen... Der oppositionelle Charakter vieler Skins erschöpfte sich darin, daß ihnen das autoritäre System der DDR zu lasch und die DDR für ihr angestrebtes Deutschland zu klein war.« Folgerichtig trauern viele der Rechtsextremen aus dem Osten (aber auch aus dem Westen) dem »besseren Deutschland«, in dem die westlichen Werte »Materialismus und Liberalismus« weniger Einfluß hatten, nach: »Die sogenannte 'Wiedervereinigung' ist der Sieg der geistigen und kulturellen Entartung über einen weiten Teil unseres Volkes«, wird in »Auferstanden aus Ruinen« die von dem Langener Nazi Gerald Hess herausgegebene Zeitung »Neue Front« zitiert.

Daß in der DDR zwischen Nazis und Polizei zum Teil die gleiche Kumpanei herrschte wie in der BRD, daß die Skins z.B. bei den Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag der DDR am 7./8. Oktober 1989 direkt mit den Ordnungskräften zusammenarbeiteten und Oppositionelle verprügelten, daß sie auch auf weit mehr Zustimmung in der Bevölkerung stießen als Linke oder gar Punks, hat seine Ursachen zum einen in dem schon fast perversen Interesse der Sicherheitskräfte, Provokateure wirken zu lassen, um anschließend eingreifen zu können, zum anderen in der gemeinsamen Begeisterung für die berüchtigten deutschen Sekundärtugenden. Als wesentliche Ursache benennt Siegler aber auch die unzureichende und in zentralen Fragen halbherzige Aufarbeitung des Nationalsozialismus in der DDR. Es gab nicht etwa, wie das Schlagwort vom »staatlich verordneten Antifaschismus« suggeriert, zu viel, sondern zu wenig und falsch gezielten Antifaschismus in der DDR.

Zwar wurden in der DDR 12.879 NS-Verbrecher verurteilt (in der BRD 6.482 und davon knapp 5.000 in den Jahren 1945 bis 1949, also vor der Staatsgründung der BRD), und anders als in der BRD wurde in der DDR auch nicht per Gesetz die fast komplette Übernahme des NS-Verwaltungsapparates beschlossen, die Entnazifizierung also ungleich ernsthafter betrieben als in Westdeutschland, sie konzentrierte sich aber auf die Bekämpfung der sogenannten »aktiven Nazis«, um die sogenannten »nominellen NSDAP-Mitglieder« (diese Unterscheidung wurde ab 1947 getroffen), die »vorwiegend werktätige Massen (sind), nicht von uns (zu) stoßen, sondern an uns heranzuziehen und an der Aufbauarbeit zu beteiligen« (Wilhelm Pieck 1947). Da mit der Realisierung der Bodenreform und der Enteignung des »Monopolkapitals« in der ökonomistischen Sicht der führenden DDR-Politiker die Grundlagen des Faschismus zerstört waren, konnte »in der neuen Periode des Aufbaus nicht mehr die Organisationszugehörigkeit der Maßstab für die Beurteilung des Einzelnen sein, sondern die ehrliche aufopferungsvolle Arbeit« (Ulbricht).

Weil das deutsche Volk sich bald selbst als Opfer des Faschismus sah, erstarrte der Antifaschismus zum Ritual. Eine Offensive gegen die in der Bevölkerung verwurzelten Ressentiments gegen Juden, Behinderte, Homosexuelle oder Sinti und Roma wurde nie eröffnet. Sie konnten fortwirken. Vor allem der zum Antizionismus geadelte Antisemitismus wurde mit Vehemenz auch in der offiziellen Politik und Publizistik vorangetrieben: »Dayan giert nach dem Suezkanal«, »Die Machthaber Israels sind von der Tollwut der Aggressivität gepackt« hießen Schlagzeilen in der »Berliner Zeitung« und im »Neuen Deutschland« nach dem 6-Tage-Krieg von 1967; »In Prag regiert der Zionismus«, kommentierte das »Neue Deutschland« den Aufstand in der CSSR. Simon Wiesenthal nahm diesen routinierten Gebrauch antisemitischer Stereotype 1968 zum Anlaß, eine Liste mit 39 zum Teil hochrangigen Mitarbeitern der DDR-Medien zu präsentieren, die als Nationalsozialisten aktiv gewesen waren: »Sie tragen heute Orden der DDR, bekleiden in vielen Fällen die Stellung eines stellvertretenden Chefredakteurs, bilden in einigen Blättern Nazi-Cliquen.« An der Spitze von Wiesenthals Liste stand Kurt Blecha, seit 1933 NSDAP-Mitglied, Redakteur der SS-Zeitung »Schwarzes Korps«, 1968 Leiter des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR und damit zuständig für die Nachrichtenagentur ADN.

Die DDR war also sehr viel weniger das »andere« Deutschland, als zu hoffen gewesen wäre – das Fort- und Wiederaufleben des Nazismus dort ist mithin weniger aus den spezifischen Begebenheiten der DDR (oder gar, wie der antikommunistische mainstream gerne glauben machen möchte, aus vermeintlicher Verwandtschaft von real existierendem Sozialismus und NS-Ideologie) zu erklären als vielmehr aus den gesamt-deutschen Verhältnissen. In seinem Kapitel »Der wilde Westen« zeichnet Siegler dementsprechend nicht nur nach, wie sich der militante Rechtsextremismus in der Bundesrepublik der achtziger Jahre entwickelt hat, er weist auch auf die zahlreichen personellen Verbindungen zwischen DDR-deutschen und BRD-deutschen Nazigruppen hin. Schon zu Zeiten der Mauer, die noch nicht einmal als antifaschistischer Schutzwall zuverlässig gewirkt hat, ist es in Ostberlin zu Aktionseinheiten gekommen.

Weil das so gewesen ist, kann Siegler auch gegen die hierzulande, im Osten wie im Westen, gebräuchlichen »Erklärungs«-Muster für den wiederauflebenden Nazismus überzeugend polemisieren. Wenn etwa der Ostberliner Pfarrer Rudi Pahnke feststellt: »An den rechtsextremistischen Jugendlichen ist auffällig, daß sie die Autonomie gelebt haben. Das ist etwas sehr Positives«, dann ist das nicht nur falsch, es dokumentiert auch, daß sich die verständnisvollen Sozialpädagogen im Zweifelsfall eher auf die Seite der Täter als auf die der Opfer schlagen, die ihnen überhaupt nicht in den Blick geraten. »Manche Randale hat ihre Ursache darin, daß die Jugendlichen sie nicht ausprobieren konnten«, fährt Pahnke fort und hat sich damit als Extremismus-Experte à la Heitmeyer bestens qualifiziert. Aber nicht nur die Experten, auch manche Antifaschisten sind gegen derlei rührseligen Schwachsinn nicht gefeit: »Mich kotzt es zunehmend an, zuzusehen, wie Abend für Abend das Naziproblem von uns selber verniedlicht wird. Da sitzen wir in der Kneipe, und wenn wir nicht gerade von ihnen überfallen werden, sollen wir mit ihnen wohl Bier trinken... Wir fragen uns, ob wir 'Nazis raus' fordern können, wenn wir nicht wissen, wo sie hinsollen. Aber wenn wir hier mit scharfen Waffen angegriffen werden, dann fragt keiner mehr, wo WIR überhaupt noch hinsollen...«

Bernd Siegler informiert umfassend und kenntnisreich über die Vorgeschichte des Deutschen Herbstes 1991, in dem diesmal nicht der Krisenstab die Stimmung schüren muß. Es ist der heiße Herbst des nationalen Aufbruchs, den wir zur Zeit erleben. Was in Hoyerswerda, Freiburg, im Ruhrgebiet, in Kiel, Berlin, Münster, in Bergedorf und in Görlitz derzeit in Angriff genommen wird, ist nach der formal-politischen die wirkliche Wiedervereinigung. Der kollektive Haß auf alles Fremde führt die Landsleute zurück zu den gemeinsamen Wurzeln, und während in Europa die Staaten in Stämme zerfallen, bildet sich hier wieder die einige Volksgemeinschaft heraus: Kein Riss geht durch die Gesellschaft, keine tätige Empörung eines aufgeklärten Bürgertums hat sich geregt, man ist dabei sich zu arrangieren, nachzugeben, Verständnis und darin seinen Vorteil zu finden. Noch ist ein Führer nicht in Sicht. Das ist aber auch schon alles, was einen zuversichtlich stimmen kann.

Konkret 11/91, S. 22

Elke Ellerbrock; Wolfgang Schneider

»Jeder ist uns der Nächste«

Eine unvollständige Chronik der Gewalttaten gegen Ausländer im ersten Jahr des wiedervereinigten Deutschland

Samstag, 6. Oktober 1990: –

In Magdeburg überfallen Skinheads vietnamesische Straßenhändler, verwüsten ihre Stände und rauben sie aus.

Freitag, 2. November –

Die polnische Zeitung »Trybuna« berichtet von zahlreicher werdenden Meldungen über Gewalttätigkeiten gegen polnische Bürger auf dem Territorium der ehemaligen DDR, die in der Berliner Vertretung der polnischen Botschaft eingehen. Organisierte Banden von Jugendlichen überfallen Polen in Zügen und auf offener Straße. Mehrere polnische PKW wurden in Brand gesetzt.

Montag, 17. Dezember –

In Adendorf/Kreis Lüneburg wird ein leerstehendes Haus niedergebrannt, in dem Asylbewerber untergebracht werden sollten.

Sonntag, 14. Januar 1991: –

In Oelixdorf/Kreis Steinburg protestieren 150 Einwohner gegen den Ausbau einer Asylunterkunft in ihrem Ort.

Montag, 22. Januar und Montag, 29. Januar –

Brandanschläge auf die zentrale Aufnahmestelle für Asylbewerber in Eisenhüttenstadt/Brandenburg. Gewalttätigkeiten gegen Ausländer im Umfeld der Unterkunft.

Samstag/Sonntag, 23./24. Februar –

Überfall auf das Flüchtlingsheim in Leisnig/Sachsen. Die Bewohner werden systematisch mißhandelt. Es gibt zahlreiche, zum Teil schwer Verletzte. Da bei dem Überfall auch die gesamte Einrichtung des Wohnheims demoliert wird, werden die Flüchtlinge nach Delitzsch »verlegt«. Dort stirbt ein Afghane, weil er, so meldet die Presse, medizinisch nicht ausreichend versorgt worden sei.

Montag/Dienstag, 25./26. Februar und Mittwoch, 3. April: –

Anschläge auf die Flüchtlingsunterkunft in Geisa/Thüringen, darunter ein Brandanschlag vor ihrer Eröffnung; Brandstiftung im Bettwäschelager.

Samstag, 2. März: –

Brandanschlag auf ein Aussiedlerwohnheim in Dessau/Sachsen-Anhalt.

Mittwoch, 6. März: –

dpa berichtet von zunehmenden Gewalttätigkeiten gegen Asylbewerber in den fünf neuen Bundesländern: In Klötze/Sachsen haben 30 bewaffnete Nazis eine Asylunterkunft angegriffen, die Bewohner zusammengeschlagen und drei von ihnen schwer verletzt; in Sangerhausen hat sich eine Bürgerinitiative gegen die Aufnahme von Ausländern gegründet. –

Der Ausländerbeauftragte des sächsischen Innenministeriums gibt bekannt, daß Beleidigungen und Schmierereien gegen Ausländer an der Tagesordnung seien.

Montag, 11. März: –

Weitere Angriffe auf Ausländer werden bekannt: Brandanschlag gegen ein Flüchtlingsheim in Zielitz bei Magdeburg. In Schwerin ist ein Syrer zusammengeschlagen, ein rumänischer Flüchtling niedergestochen und die Außenanlage des Asylantenwohnheims verwüstet worden.

Ende März: –

In Zwenkau bei Leipzig wird eine rumänische Familie auf offener Straße zusammengeschlagen, nachdem der Bürgermeister der Familie erklärte hatte: »Wir wollen euch hier nicht haben«, und sämtliche Läden des Ortes für die Flüchtlinge »schlossen«.

Nacht zum Ostersonntag: –

In Dresden wird der Mosambikaner Jorge Gomondai von Skinheads aus einer fahrenden Straßenbahn geworfen. Er stirbt eine Woche später an seinen schweren Verletzungen.

Ende März/Anfang April: –

Immer mehr Asylbewerber fliehen aus den Unterkünften in der ehemaligen DDR in die westdeutschen Aufnahmelager: 21 zum Teil verletzte Menschen flüchten aus einem Wohnheim in Gerstungen/Thüringen, das Ziel rechtsradikaler Angriffe gewesen ist. Sieben Afrikaner, die ein Wohnheim in Eisenhüttenstadt verlassen hatten und in die hessische Aufnahmestelle Schwalbach geflohen waren, werden wieder zurückgeschickt.

Ein aus Ostdeutschland nach Schwalbach geflohener Marrokaner, der ebenfalls zurückgeschickt werden soll, unternimmt einen Selbstmordversuch – nach Angaben des Schwalbacher Unterkunftsleiters kein Einzelfall.

Mittwoch, 10. April: –

Unbekannte brennen ein Asylantenwohnheim in Freising/Bayern nieder.

Freitag, 12. April: –

Mit Baseballschlägern, Messern, Reizgas und Gasdruckpistolen bewaffnete Banden greifen in Dresden den Trauerzug für den ermordeten Jorge Gomondai an.

Mitte April: –

Rechtsradikale Banden blockieren für mehrere Stunden den deutsch-polnischen Grenzübergang in Görlitz, überfallen ein polnisches Ehepaar in seinem Auto und schlagen es krankenhausreif. –

Ca. 80 Skinheads treiben mehrere Sinti und Roma quer durch die Dresdner Innenstadt und greifen rumänische Asylbewerber mit Steinen an. – In Tambach-Dietharz werden vier Flüchtlinge aus Bangladesh bei einem Überfall verletzt und ausgeraubt. –

In Oschatz/Sachsen wird die Asylantenunterkunft angegriffen. –

Auf ein Wohnheim in Castrop-Rauxel/NRW wird ebenso ein Brandanschlag verübt wie auf eine Unterkunft in Seeheim/Hessen.

Samstag/Sonntag, 20./21. April: –

In zahlreichen Städten der Bundesrepublik feiern neonazistische Gruppen Hitlers Geburtstag, unter anderem indem sie Ausländer überfallen. So geschehen etwa in Osnabrück, Magdeburg und Berlin. In einem Bremer Park greifen Skinheads eine Schülergruppe aus Israel an. Im Zug Leipzig-Lublin gröhlen etwa 20 maskierte Deutsche »Sieg Heil« und »Polen raus«. Sie beschimpfen und bespucken die Reisenden und werfen Gepäck aus dem Fenster. –

Allein in Brandenburg registriert die Polizei 5 Überfälle auf polnische Familien.

Ende April: –

Brandanschlag auf eine Gemeinschaftsunterkunft im hessischen Schwalbach. Das Sekretariat des Bundesamtes zur Anerkennung ausländischer Flüchtlinge brennt völlig aus.

Samstag, 27. April: –

Brandanschlag auf eine Unterkunft in Lübeck-Kückritz.

Sonntag, 28. April und 5. Mai: –

Angriffe auf die Asylantenunterkunft in Borna. Mehrere Ausländer werden verletzt.

Frühjahr: –

Jagd auf Asylbewerber auch in Delitzsch-Spröda, mindestens drei von ihnen werden zusammengeschlagen .

Anfang Mai: –

In Brettstein bei Halberstadt werden Kurden auf offener Straße angegriffen und zum Teil durch Messerstiche verletzt. –

Im sächsischen Eilenburg wird ein Flüchtlingslager von etwa 35 Männern mit Steinen und Flaschen überfallen. Die Bewohner fliehen nach Westdeutschland . –

In Zwethau bei Torgau werden Flüchtlinge überfallen und mit Schußwaffen bedroht. –

In Eisenhüttenstadt wird ein Jugoslawe zum Hitlergruß aufgefordert und krankenhausreif geschlagen. –

In Wittenberge stürmen ca. 40 mit Schlagstöcken, Messern und Gaspistolen bewaffnete Rechtsradikale ein Wohnheim, in dem Namibier leben, demolieren das Mobiliar, fallen über die Bewohner her und stürzen zwei von ihnen von einem Balkon im 4. Stock. Die beiden Namibier werden lebensgefährlich verletzt ins Krankenhaus eingeliefert.

Donnerstag, 9. Mai: –

Rechtsradikale Schläger überfallen ein Aussiedlerheim in Hamburg-Bergedorf.

Sonntag, 12. Mai: –

Überfall auf ein Wohnheim in Kerken-Neukerk/NRW. Sachbeschädigung.

Montag, 13. Mai: –

Brandanschlag auf ein Wohnheim in Rockolding/Bayern.

Anfang bis Mitte Mai: –

Im sächsischen Hoyerswerda werden immer wieder Flüchtlinge bedroht, belästigt und »tätlich angegriffen«. Mehrere von ihnen werden verletzt. –

Wiederholte schwere Angriffe auf die Asylbewerberunterkunft in Liebertwolkwitz: Luftpistolenschüsse in die Fenster, Molotowcocktails in die Wohnungen. –

In Potsdam werden sowjetische Touristen angegriffen, einem wird ein Messer in den Rücken gestoßen. –

Im sächsischen Zittau überfällt ein Schlägertrupp unter Führung des örtlichen Republikaner-Chefs steinewerfend, fackelschwingend und ausländerfeindliche Parolen brüllend ein Heim für strahlenkranke Kinder aus der Region Tschernobyl. Ein sowjetischer Betreuer wird zusammengeschlagen. –

Auch in Leipzig gehen die bereits seit Monaten andauernden Angriffe auf Ausländer und Wohnheime weiter.

Freitag, 24. Mai: –

Brandanschlag auf ein Wohnheim in Soest/NRW.

Montag, 27. Mai: –

In Eisenhüttenstadt werden jugoslawische Asylbewerber von einer Bande Rechtsradikaler zusammengeschlagen.

Montag - Mittwoch, 27. - 29. Mai: –

Dreitägiger Terror gegen ein Ausländerwohnheim in Schwerin. Im Verlauf der Angriffe wird die Unterkunft so schwer beschädigt, daß die Bewohner evakuiert werden müssen.

Samstag, 1. Juni: –

In Stade/Niedersachsen wird eine Asylantenunterkunft in Brand gesteckt, das Gebäude brennt bis auf die Grundmauern nieder. –

In Pirna versuchen neonazistische Gruppen, ein Wohnheim zu stürmen, die rumänischen Bewohner können sich in Sicherheit bringen. –

Bei einem Angriff auf eine Gemeinschaftsunterkunft in Neu-Brandenburg werden Türen und Fenster eingeschlagen.

Sonntag, 2. Juni: –

Zum wiederholten Mal wird das Ausländerwohnheim in Kerken-Neukerk/NRW überfallen.

Anfang Juni: –

In Friedrichshafen am Bodensee sticht ein Skinhead einen 34jährigen Angolaner nieder. –

Etwa 50 Nazis demolieren Türen und Fenster eines Ausländerwohnheims in Neubrandenburg.

Donnerstag, 6. Juni: –

In Nauenhain/Sachsen stürmen Rechtsradikale eine Flüchtlingsunterkunft, zerschlagen das Mobiliar und bedrohen die Bewohner.

Samstag, 8. Juni: –

Brandanschläge auf Wohnheime für Asylbewerber in Bochum/NRW und Schwalbach/Hessen.

Dienstag, 11. Juni: –

Brandanschlag auf Asylantenunterkunft in Herne/NRW.

Seit Anfang Juni: –

Zahlreiche Angriffe auf Flüchtlinge in der Umgebung ihrer Unterkunft in Halberstadt.

Sonntag, 16. Juni: –

Brandanschlag auf ein Übergangsheim in Bonn.

Dienstag, 18. Juni: –

In Quedlinburg werden zwei Iraner niedergestochen und ausgeraubt.

Samstag/Sonntag, 13./14. Juli: –

Überfall auf ein Flüchtlingsheim in Trollenhagen/Neubrandenburg. Die Fenster werden eingeschlagen, eine Frau wird verletzt.

Mittwoch/Donnerstag, 16./17. Juli: –

Etwa 50 Skinheads greifen ein Flüchtlingsheim in Magdeburg an und verwüsten die Einrichtung. Ein Araber muß ins Krankenhaus eingeliefert werden.

Mitte Juli: –

In Hamburg-Bergedorf überfallen Neonazis einen 22jährigen Türken und verletzen ihn lebensgefährlich . –

Zwei mit Gaspistolen bewaffnete Männer stürmen eine Asylantenunterkunft in Hamburg-Langenhorn und geben mehrere Schüsse ab. –

In Northeim/Niedersachsen fallen 15 Rechtsradikale über drei Ausländer her und verletzen einen von ihnen.

Mittwoch, 23. Juli: –

Das Bundesamt für Verfassungsschutz gibt bekannt, daß im 1. Halbjahr 1991 in Ostdeutschland insgesamt 77 »fremdenfeindliche Gewalttaten« verübt worden seien, davon 21 in Sachsen und 7 in Thüringen. 20 dieser Gewalttaten hätten sich gegen Ausländerwohnheime gerichtet (7 in Sachsen, I in Thüringen). In Westdeutschland seien im gleichen Zeitraum 75 »fremdenfeindliche Gewalttaten« bekanntgeworden, von denen sich 26 gegen Ausländerwohnheime gerichtet hätten.

Samstag, 27. Juli: –

Drei junge Männer dringen in eine Gemeinschaftsunterkunft in Görlitz ein und bedrohen die Bewohner mit Messern und Reizgas. –

dpa meldet, daß es in der jüngsten Zeit 15 Gewalttaten gegen Ausländer allein in Brandenburg gegeben habe.

Ende Juli: –

In Hamburg-Bergedorf wird eine türkische Pizzeria von ca. 30 Nazi-Schlägern in Brand gesteckt.

Donnerstag, 1. August: –

In Blankenburg mißhandeln Rechtsradikale ein Flüchtlingsehepaar und verletzen es durch Messerstiche.

Samstag/Sonntag, 10./11. August: –

Eine Bande von ca. 40 Jugendlichen greift ein Flüchtlingsheim in Ückermünde/Vorpommern an und zerstört die Einrichtung. Mehrere Bewohner verletzen sich, als sie in Panik aus dem 2. Stock springen. –

Mehrfache Angriffe auf die Gemeinschaftsunterkunft in Aschersleben, Fensterscheiben werden eingeworfen, Türen beschädigt.

Freitag, 16. August: –

Brandanschläge auf das Wohnheim in Aschersleben. Es entsteht beträchtlicher Sachschaden, so daß die Asylbewerber in eine Polizeischule umquartiert werden müssen. –

In Zwittau werden zwei Unterkünfte ebenfalls durch mehrere Molotow-Cocktails in Brand gesetzt.

Samstag/Sonntag, 17./18. August: –

Angriff mit Brandsätzen auf eine Asylantenunterkunft im sächsischen Leisnig. Ein Bewohner erleidet Verbrennungen.

Mitte August: –

Faschistische Ausschreitungen in Dresden. Der jüdische Friedhof wird geschändet.

Freitag/Samstag, 23./24. August: –

Zum wiederholten Mal wird die Unterkunft in Aschersleben mit Steinen angegriffen. –

Das Ausländerwohnheim in Spremberg wird niedergebrannt, seine Bewohner werden mit Schreckschußpistolen vertrieben. –

Massiver Überfall auf das Wohnheim in Wurzen bei Leipzig: Faschistische Banden demolieren die gesamte Einrichtung und verletzen zahlreiche Bewohner und Bewohnerinnen. Vier von ihnen müssen ins Krankenhaus eingeliefert werden, andere fliehen nach Hessen.

Freitag - Sonntag, 30. August -1. September: –

Mißhandlung von Asylbewerbern in Tambach-Dietharz. –

Ca. 80 Personen greifen das Asylantenheim in Grünau/Leipzig mit Steinen und Flaschen an und versuchen, es in Brand zu setzen.

Anfang September –

In der Nähe von Geesthacht wird ein von drei türkischen Familien bewohnter Bauernhof in Brand gesetzt. Die zwölf Bewohnerinnen und Bewohner werden unverletzt gerettet.

Mittwoch, 11. September –

Rechtsradikale überfallen in Dresden eine Vietnamesin in ihrer Wohnung, schlagen sie zusammen und schießen mit einer Gaspistole auf sie. Die Frau ist im 6. Monat schwanger. Am gleichen Tag wird im gleichen Stadtteil ein Mosambikaner ebenfalls durch den Schuß aus einer Gasdruckpistole am Kopf verletzt, nachdem er auf der Straße angepöbelt und mit Bier überschüttet worden war.

Samstag/Sonntag, 14./15. September: –

In Freital bei Dresden überfallen etwa 60 Skinheads eine Gruppe von Vietnamesen. Die Angegriffenen flüchten vor den mit Eisenstangen und Fahrradketten bewaffneten Schlägern in das örtliche Ausländerwohnheim, das daraufhin mit Steinen beworfen wird. Dabei werden zwei Bewohner verletzt. –

Vom 1. Januar bis zum 15. September registriert die Polizei bundesweit 370 Angriffe gegen Asylbewerber, davon 55 gegen Unterkünfte und Wohnheime.

Dienstag, 17. September: –

In Hoyerswerda beginnen die tagelangen massiven Angriffe auf Ausländer und ihre Unterkünfte, an denen sich mehrere hundert Deutsche beteiligen und die schließlich dazu führen, daß die sächsische Stadt »ausländerfrei« wird.

Mittwoch, 18. September: –

Brandanschlag auf ein Aussiedlerheim in Freiburg/Breisgau. –

Deuben/Tackau, Landkreis Hohenmöhlsen: Angriff auf Asylantenheim.

Donnerstag, 19. September. –

Jugendliche attackieren Asylantenwohnheim in Freiburg/Breisgau mit Feuerwerkskörpern. –

Bei einem Brandanschlag auf eine Unterkunft in Saarlouis wird der Ghanaer Samuel Yeboah getötet, zwei Nigerianer werden verletzt. Es ist der 5. Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in dieser Stadt seit 1987.

Freitag, 20. September –

Brandanschlag auf ein drittes Ausländerwohnheim in Freiburg/Breisgau. –

Auch in Saarwellingen wird eine Unterkunft für Asylbewerber in Brand gesetzt. –

In Dresden sind Rechtsradikale dazu übergegangen, ihre ständigen Überfalle auf Vietnamesen und Vietnamesinnen per Sprechfunk zu koordinieren und auf Video festzuhalten.

Samstag, 21. September –

Der faschistische Mob stürmt ein Asylantenwohnheim im sächsischen Thiendorf und zerstört es völlig. Acht Ausländer werden verletzt. –

40 rechtsradikale Jugendliche greifen zum wiederholten Mal das Asylantenheim in Freital bei Dresden an. –

In Brandenburg werden die Unterkünfte in Jüterbog und Wesendahl mit Steinen beworfen. – Brandanschlag auf ein Asylantenheim in Springe-Steinkrug bei Hannover. –

Etwa 15 Skinheads überfallen eine Asylantenunterkunft in Jesteburg und mißhandeln mehrere Ausländer. –

Mittlerweile eskaliert die Gewalt gegen Ausländer im sächsischen Hoyerswerda, 17 Menschen wurden bereits verletzt.

Sonntag, 22. September: –

Brandanschläge auf zwei weitere Ausländerwohnheime in Freiburg/Breisgau.

Montag, 23. September: –

Vor einem Übergangswohnheim für Aussiedler in Weingarten/Ravensbrück wird ein Holzkreuz in Brand gesteckt; Schmierereien: »Haut ab!«. –

Auf einem Parkplatz bei Kenzingen/Freiburg versuchen Unbekannte, ein Auto in Brand zu setzen, in dem ein polnisches Ehepaar schläft.

Dienstag, 24. September –

Eine Asylantenunterkunft in Bodelshausen bei Tübingen wird mit Judensternen, Hakenkreuzen, SS-Rumen und ausländerfeindlichen Parolen beschmiert. –

Brandanschlag auf ein Asylantenheim in March-Neuershausen bei Freiburg/Breisgau. –

Brandanschlag auf eine Asylantenunterkunft in Dresden. –

In der Nacht zum Dienstag werden 230 Asylbewerber unter Steinwürfen und dem höhnischen Beifall der Anwohner aus Hoyerswerda evakuiert. Bei den ausländerfeindlichen Gewalttätigkeiten in der sächsischen Stadt gab es vier Schwer- und 29 Leichtverletzte.

Mittwoch, 25. September –

Brandanschlag auf ein Ausländerwohnheim in Schwedt/Brandenburg. –

Rechtsradikale Gruppen greifen ein Ausländerwohnheim in Tambach-Dietharz/Kreis Gotha mit Molotow-Cocktails an. –

Brandanschlag auf Asylantenheim in Münster/Westfalen. Zwei Nigerianer, die in Panik aus dem Fenster springen, werden schwer verletzt. –

In Hamburg greifen Rechtsradikale ein von Aussiedlern bewohntes Container-Dorf an. –

Brandanschlag auf Asylantenheim in Essen. – In seiner ersten Rede als Außenminister des wiedervereinigten Deutschland erklärt Hans-Dietrich Genscher vor der UNO-Vollversammlung in New York: »Jeder Mensch auf dieser Welt ist uns der Nächste.«

Donnerstag, 26. September: –

Brandanschlag auf ein noch nicht 'belegtes' Asylantenheim in Ahlen/Westfalen. –

Eine Asylantenunterkunft in Hannover wird mit Pflastersteinen beworfen.

Freitag, 27. September –

Neonazis greifen in der Stadt Brandenburg ein Wohnheim für kubanische Arbeiter mit Steinen und Molotow-Cocktails an. –

In Herford überfallen mit Stöcken bewaffnete Jugendliche eine Gruppe Aussiedler und rufen »Russen raus!«. –

Faschistische Gruppen greifen eine Asylbewerberunterkunft in Wallendorf bei Merseburg mit Brandsätzen an. –

Ein Wohnheim von Sinti und Roma in Recklinghausen wird von mit Knüppeln bewaffneten Schlägertrupps mit Steinen und Molotow-Cocktails attackiert. –

Das ZDF-Politbarometer gibt das Ergebnis einer Umfrage bekannt: 54 Prozent der Deutschen finden es nicht in Ordnung, »daß viele Ausländer in Deutschland leben«.

Samstag, 28. September: –

Das Asylbewerberheim in Weißenfels/Sachsen-Anhalt wird belagert und beschossen. –

Überfall auf ein von Rumänen und Vietnamesen bewohntes Asylantenheim in Altenow bei Cottbus. –

In Plätz bei Königswusterhausen werden die Scheiben einer Asylantenunterkunft eingeworfen. –

Brandanschlag auf einen von Indonesiern bewohnten Container in Steinhagen/Westfalen. –

Brandanschläge auf zwei Containerdörfer in Marl/Westfalen. –

In Datteln versuchen die Täter, die von den Bewohnern einer Sammelunterkunft genutzte Schule in Brand zu setzen.

Sonntag, 29. September –

Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in Burgwedel. –

Ein Containerdorf in Lünen wird mit Steinen angegriffen. –

Brandanschläge auf Ausländerunterkünfte im niederrheinischen Issum und im benachbarten Kerken. –

In Edemissen/Niedersachsen werden Wohnungen von Asylbewerbern mit Steinen beworfen, dabei wird ein Kind durch Glassplitter verletzt. –

In Meckelfeld werden türkische Familien in ihren Wohnungen mit Feuerlöschern angegriffen. –

Brandanschläge gegen Ausländerwohnheime in Reichenbach und Chemnitz. –

In Greifswald und in der Nähe Stralsunds werden Asylantenheime überfallen und die Autos der Bewohner demoliert. –

Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in Neumünster. –

Das Asylbewerberheim in Büdelsdorf wird mit Steinen beworfen. Überfall auf ein Flüchtlingsheim in Haffkrug bei Kiel. –

In Saarbrücken-Dudweiler verwüsten Neonazis die Wohnung einer Flüchtlingsfamilie. –

In Altenow/Brandenburg zerstören die Täter ein von Rumänen und Vietnamesen bewohntes Haus. –

In Neubrandenburg werden zwei Vietnamesen auf offener Straße zusammengeschlagen. –

Bei den Bremer Landtagswahlen gewinnt die Deutsche Volks-Union des rechtsradikalen Verlegers Frey in Bremerhafen 10,26 Prozent der Stimmen und zieht in Fraktionsstärke in den Bremer Landtag ein. –

Insgesamt registriert die Polizei an diesem Wochenende 43 gegen Ausländer gerichtete Gewaltakte, von Brandanschlägen auf Sammelunterkünfte und Wohnungen bis zu Körperverletzungen. Davon fanden 22 in NRW statt.

Montag, 30. September –

Brandanschlag auf einen Wohncontainer in Bochum. –

In Ilmenau/Thüringen werden ausländische Studenten der Technischen Hochschule von mit Baseballschlägern bewaffneten Nazis angegriffen und später ihre Unterkünfte mit Leuchtraketen beschossen. –

Rechtsradikale attackieren Passanten in Cottbus. Ein Mann wird durch Messerstiche schwer verletzt. –

Vom 1. Januar bis zum 30. September sind bundesweit 506 Angriffe auf Asylbewerber und deren Unterkünfte registriert worden. Von den insgesamt 99 Brandanschlägen gegen Wohnheime entfielen 72 auf die Monate August und September. Allein im September wurden mehr als 200 Anschläge auf Ausländer und ihre Unterkünfte gezählt.

Dienstag, 1. Oktober –

Brandanschlag auf zwei Ausländerunterkünfte in Hamburg. –

Ein Heim für Asylsuchende und Aussiedler in Herford wird mit Molotow-Cocktails angegriffen. –

In Dortmund, Duisburg und Frechen werden Flüchtlingsheime mit Steinen beworfen. –

In Bad Honnef durchschlagen zwei Bleikugeln Fenster einer Asylbewerberunterkunft. –

Brandanschlag auf das Gebäude des deutsch-türkischen Vereins in Recklinghausen. –

5. Brandanschlag auf ein und dieselbe Ausländerunterkunft in Freiburg/Breisgau. –

2. Brandanschlag auf ein Schweriner Asylantenheim in drei Tagen. –

In Ibbenbüren werden zwei Ausländer mit Schreckschußpistolen beschossen. –

Allein in Nordrhein-Westfalen sind in den letzten drei Tagen mehr als 30 Anschläge auf Ausländer und ihre Unterkünfte registriert worden.

Mittwoch 2. Oktober –

Anschläge und Überfälle auf Ausländer werden unter anderem aus Reutlingen, Reilingen/Rhein-Neckar, Bonn, Bad Salzuflen und Dresden gemeldet. –

In einer Fußgängerzone in Mönchengladbach wird ein Türke niedergestochen und schwer verletzt. Keiner der zahlreichen umstehenden Passanten greift ein. –

Unter der Überschrift »Ausländerfreundlichkeit muß unser Markenzeichen bleiben« zieht Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble ein positives Resümee der deutschen Wiedervereinigung –

In der »volkstümlichen Hitparade« des ZDF belegen die Schlager »So a Stückerl heile Welt« und »Ich lebe gern in diesem Land« die Plätze 1 und 2 (s. Tomayers ehrliches Tagebuch in diesem Heft, S. 60).

Donnerstag, 3. Oktober (»Tag der deutschen Einheit«): –

Bei einem Brandanschlag auf ein Ausländerheim in Hünxe erleiden zwei libanesische Kinder lebensgefährliche Verbrennungen. –

In Krefeld sticht ein Deutscher einen Türken vor den Augen zahlreicher Zuschauer nieder. –

Bei einem Angriff auf ihre Unterkunft werden in Amminkeln vier Asylbewerber verletzt. –

Bei einem Brandanschlag auf eine von 21 Menschen bewohnte Baracke werden in Bergen auf Rügen zwei Asylbewerber verletzt. –

In Rostock greifen etwa 150 Deutsche ein überwiegend von Rumänen bewohntes Ausländerheim mit Steinen und Molotow-Cocktails an und demolieren Autos. Dasselbe Heim war bereits zwei Tage zuvor attackiert worden. –

Überfall auf ein Flüchtlingsheim in Kühlungsborn. –

Ein Asylbewerberheim in Luckenwalde wird mit Steinen beworfen. –

In Kassel demolieren faschistische Jugendliche ein Asylantenheim, nachdem sie sich auf einer Baustelle mit Eisenstangen ausgerüstet haben. –

In Tornesch und Lübbersdorf/Ostholstein werden Asylbewerber auf offener Straße mißhandelt. –

Überfälle auf Asylbewerberheime in Oststeinbek und Preetz/Schleswig-Holstein. –

In Görlitz wird ein Pole verletzt, als Jugendliche am Grenzübergang einreisende Polen mit Steinen bewerfen. –

Brandanschlag auf ein Asylantenheim im Bremer Stadtteil Schwachhausen. Zwei Ausländer werden verletzt. –

Brandanschlag auf ein Asylantenheim in Norderstedt. –

Brandanschläge auch auf Asylantenunterkünfte in den baden-württembergischen Städten Karlsruhe, Pforzheim und Königsbach. Weitere Angriffe gegen Ausländer werden aus Gelsenkirchen, Issum und Straehlen (alle in NRW) gemeldet.

Freitag, 4. Oktober: –

Brandanschlag auf ein von zwei türkischen und einer deutschen Familie bewohntes Reihenhaus in Seesen, zwei Erwachsene und drei Kinder erleiden Rauchvergiftungen. – In Eberswalde schlagen Jugendliche die Fensterscheiben sowjetischer Familien ein. –

Mit »Sieg Heil«- und »Heil Hitler«-Rufen verprügeln Skinheads in Ost-Berlin einen Passanten. –

In Hasperde/Niedersachsen wird ein russischer Jude auf der Straße zusammengeschlagen. – In Gatersleben/Sachsen-Anhalt überfallen 15 Schläger die Wohnung rumänischer Asylbewerber und verwüsten sie. –

Brandanschlag auf eine Asylantenunterkunft in Pielenhofen bei Regensburg. –

Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in Essen. –

In Bocholt versuchen 30 mit Knüppeln Bewaffnete, ein Asylantenheim zu stürmen. –

Etwa 30 Jugendliche greifen ein Asylbewerberheim in Pasewalk/Vorpommern an. –

In Zwickau stürmen 150 mit Steinen und Molotow-Cocktails bewaffnete Personen ein Asylbewerberwohnheim. Die Unterkunft brennt völlig aus. Die Polizei registriert sieben zum Teil schwer Verletzte. –

In Meißen ziehen 80 Rechtsradikale nach der Gründung des Landesverbandes der DVU vor ein Asylantenheim und versuchen, in das Gebäude einzudringen. Dabei wird eine Vietnamesin verletzt. –

In den letzten Tagen sind bei ausländerfeindlichen Gewalttätigkeiten mindestens 30 Menschen verletzt worden, darunter drei Kinder. –

Der 4. Oktober ist der offizielle »Tag des Flüchtlings«.

Samstag/Sonntag, 5./6. Oktober –

In Meiningen, Gotha, Greiz und Streufdorf (alle in Thüringen) werden Flüchtlingsunterkünfte mit Brandsätzen, Flaschen, Steinen und Eisenstangen angegriffen. –

Brandanschlag auf ein von Türken bewohntes Haus in Krichheim/Teck. –

Bei einem Straßenfest in Brühl/Baden-Württemberg werden vier Afrikaner mit Bierflaschen und Bänken zusammengeschlagen. Eins der Opfer wird mit lebensgefährlichen Schädelbrüchen ins Krankenhaus eingeliefert. –

Brandanschläge auf Asylbewerberheime in Karlsruhe, Osnabrück, Bremen, Buchholz/Niedersachsen und Bad Liebenwerda. –

In Halstenbek/Schleswig-Holstein werden die Scheiben eines Ausländerwohnheims und in Schwedt die Scheiben einer Asylantenunterkunft eingeworfen. –

Im nördlichen Niedersachsen gibt es sieben Überfälle auf Asylbewerberunterkünfte. –

In Eisenhüttenstadt wird ein Asylbewerber auf offener Straße schwer mißhandelt. –

Brandanschlag auf ein portugiesisches Restaurant in Hamburg. –

Überfall auf ein Asylantenwohnschiff in Hamburg-Harburg. –

In Storkow, Treuenbrietzen und Struwenberg (alle in Brandenburg) werden Asylbewerberheime überfallen. –

In Rostock greifen 30 Jugendliche ein Rumänen-Wohnheim an. –

In Gotha werfen Unbekannte einen sowjetischen Soldaten aus einer Wohnung im 3. Stock. Der Mann wird schwer verletzt. –

In Schwalmtal bei Mönchengladbach wird eine Gasflasche gegen einen Wohncontainer geschleudert. –

An diesem Wochenende werden bundesweit 49 ausländerfeindliche Gewalttaten gemeldet, von Brandanschlägen bis zu Körperverletzungen. Allein in Nordrhein-Westfalen, wo die Staatsanwaltschaft mittlerweile 50 Verfahren wegen ausländerfeindlicher Gewalttaten eröffnet hat, fanden 18 Anschläge und Überfalle auf Unterkünfte von Asylbewerbern statt. In Brandenburg und Niedersachsen registrierte die Polizei je neun Angriffe auf Asylantenheime.

Montag, 7. Oktober: –

In sieben Gemeinden Baden-Württembergs werden Anschläge auf Ausländer registriert. –

Angriff mit Molotow-Cocktails auf ein Heim für russische Aussiedler in Empfingen. –

Brandanschlag auf Aussiedlerunterkunft in Nagold. –

In Seitingen-Oberflacht wird eine Aussiedlerwohnung mit Pflastersteinen angegriffen. –

In Grünberg/Hessen überfallen faschistische Banden ein von 90 Ausländern bewohntes Heim. – In Schöneck werden zwei dunkelhaarige Deutsche angegriffen und durch Messerstiche verletzt. –

In Mücke-Atzenhain, Baunatal bei Kassel und Michelstadt werden Ausländerwohnheime mit Molotow-Cocktails und Pflastersteinen angegriffen.

Dienstag, 8. Oktober: –

In Schöneck/Hessen stechen zwei Männer eine deutsche Frau mit dem Ausruf »Drecksausländerin!« nieder. –

In Karlsruhe schlagen Rechtsradikale drei Rumänen krankenhausreif. –

In Ensdorf/Saarland mißhandeln Skinheads einen Italiener mit Fußtritten und verletzen ihn schwer. –

Baden-Württemberg, Brandenburg und Nordrhein-Westfalen melden Brandanschläge auf Ausländerunterkünfte, bei denen insgesamt vier Menschen verletzt werden. –

Allein an diesem Tag registriert die Polizei mehr als 40 ausländerfeindliche Anschläge.

Mittwoch, 9. Oktober: –

Nächtlicher Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in Hückeswagen/NRW. Das Feuer zerstört die Schlafräume des Heimes. Ein Asylbewerber wird mit einem Schock ins Krankenhaus eingeliefert. –

In Bad Säckingen/Baden wird ein Flüchtlingsheim mit Steinen beworfen. –

In einer Aussiedler-Unterkunft in Unna-Massen werden die Fensterscheiben mit Eisenstangen eingeschlagen. –

Brandanschläge auf Ausländerwohnheime in Troisdorf und Bochum. –

In Wächtersbach/Hessen versuchen Jugendliche, auf dem Flachdach eines Asylbewerberheimes Feuer zu legen. –

Die ZDF-Sendung »Kennzeichen D« gibt das Ergebnis eigener Recherchen bekannt: Seit der Evakuierung sämtlicher Ausländer aus Hoyerswerda hat es in Deutschland 500 Gewaltaktionen gegen Ausländer gegeben.

Donnerstag, 10. Oktober –

Auf Anfrage erklärt das Bundeskriminalamt, daß in Deutschland zwischen dem 1. Januar und dem 10. Oktober dieses Jahres 600 bis 650 Straftaten »mit rechtsradikalem Hintergrund« gegen Ausländer verübt worden seien. Davon seien 185 Brandanschläge auf Sammelunterkünfte und Wohnungen gewesen.

Elke Ellerbrock ist Mitarbeiterin im Hamburger Arbeitskreis Asyl e.V.. Wolfgang Schneider schrieb in KONKRET 10/91 über das erwachende Deutschland

Konkret 11/91, S. 27

Wolfgang Pohrt

Waffen für Hoyerswerda

Ein paar müßige Spekulationen, die so müßig nun auch wieder nicht sind

Es stand im »Stern«, Auflage rund eine Million: »Im sächsischen Hoyerswerda hat die staatliche Gewalt die Verfassung gebrochen. In den Tagen und Nächten der Ausländerhatz durch neonazistische Horden hat unser Staat vor dem Mob kapituliert.... In Hoyerswerda haben die Kinder der Ausländer nächtelang geweint oder geschrien, weil sie Angst hatten. Vor Molotow-Cocktails und Pflastersteinen, vor deutschem Haß. Sie hatten Angst davor, geschlagen oder erschlagen zu werden. Und die häßlichen Deutschen johlten beifällig bei jedem Treffer.« Derweil schrieb die »Stuttgarter Zeitung« undementiert: »Sachsens parteiloser Justizminister Steffen Heitmann hatte eine unheimliche Begegnung. Auf der Stuttgarter Königstraße ist er eines Samstags spazierengegangen und hat dort so viele ausländische Sprachen gehört und so viele fremdländische Menschen gesehen, daß er sich gefragt hat: 'Mensch, biste hier noch zu Hause?' Der Theologe hat sich so seine Gedanken gemacht. Er ist zu dem Schluß gekommen, daß 'Deutschland das Recht haben muß, seine kulturelle Identität zu wahren'«.

Während die häßlichen Deutschen johlten, forderten die schönen Seelen »mehr Toleranz« und mahnten, die Landsleute müßten mit den Ausländern leben und sie besser verstehen lernen. Mutwillige Sachbeschädigung, lebensgefährdende Brandstiftung, schwere Körperverletzung und versuchten Mord hielten sie offenbar für Erscheinungsformen von Intoleranz. Daß Deutsche erschlagen dürfen, wen sie nicht mögen oder nicht verstehen, verstand sich für sie von selbst. Sporadisch kam es auch zu Kundgebungen und Demonstrationen gegen die »Ausländerfeindlichkeit«, die freilich unter mäßiger Beteiligung litten und widerwillig absolvierten Pflichtübungen glichen. Nicht eine Organisation forderte dazu auf, den Sitz der sächsischen Landesregierung zu belagern und diese Belagerung solange durchzuhalten, bis Biedenkopf samt seinem Kabinett wegen Unterstützung und Begünstigung einer terroristischen Vereinigung sowie Werbung für sie hinter Gittern ist. Die Hunderttausende, die im Januar noch für den Frieden um jeden Preis auf die Straße gegangen waren und das Land mit Mahnwachen und Kerzenschein überzogen hatten, blieben zu Hause aus dem einfachen Grund, daß die Menschenjagd in der Bundesrepublik auf ökologisch unbedenkliche Weise abgewickelt wurde. Und während die Wohnheime von Asylbewerbern schutzlos den Angriffen neonazistischer Verbrecher ausgeliefert sind, fallen einem die Bilder von der Demonstration gegen die Startbahn West in Frankfurt wieder ein, wo Leute sich mit bloßem Oberkörper der Polizei in den Weg und schützend vor den Baum stellten, für den sie eine Patenschaft übernommen hatten.

Da die Bundesrepublik nun tatsächlich ein Land geworden ist, worin mit nennenswertem politischen Widerstand gegen faschistische Gewaltverbrechen nicht gerechnet werden kann, vielmehr jede Bande, wenn sie sich nur halbwegs glaubhaft als Volksbewegung darstellt, im Staat einen mächtigen Erfüllungsgehilfen finden wird wie seinerzeit, besteht für den Kommentator auch nicht mehr die Pflicht, die Entwicklung ausschließlich in politischen oder gar realpolitischen Kategorien verstehen zu wollen. Es steht ihm frei, sich auszumalen, was Gerechtigkeit bedeuten würde, ganz unabhängig davon, ob irgendeine irdische Macht willens und fähig ist, solche Gerechtigkeit herbeizuführen. Wie wäre es beispielsweise, würden auf Deutsche im Ausland die gleichen Anschläge verübt, die momentan von Deutschen auf Ausländer verübt werden? Nicht nur zur Urlaubszeit böte sich dazu jede Gelegenheit. Wenn Landsleute in Italien mit eingeschlagenem Schädel auf der Intensivstation enden, wie es hier Nigerianern passiert – ob es dann wohl immer noch so ist, daß besonnene Deutsche für mehr Toleranz, diesmal seitens der Italiener, plädieren? Und gesetzt den Fall, bei einem Brandanschlag auf ein von deutschen Urlaubern bewohntes Hotel würden zwei kleine Mädchen so schwer verletzt wie neulich im nordrheinwestfälischen Hünxe – ob die halbverbrannten Opfer und die verzweifelten Eltern dann vielleicht wenigstens im hiesigen Fernsehen zu bestaunen wären, das seinem sadistisch veranlagten Publikum sonst keine Schwerverwundeten und Leichen aus anderen Teilen der Welt vorenthält, aber nicht einmal die Opfer der jüngsten Anschlagswelle zeigte, vielleicht aus Furcht, es könnten dabei Abscheu gegen die Täter und Sympathie für die Opfer sich bilden? Was geschähe wohl, würde eine Bande rechtsradikaler Totschläger mal in einen Hinterhalt gelockt, und ein paar von ihnen blieben auf der Strecke?

Müßige Spekulationen, zugegeben, aber so müßig wieder nicht. Daß es ein Fehler war, im Jahr 1938 die Synagogen niederzubrennen, jüdische Geschäfte zu zerstören, die Juden durch die Straßen zu hetzen und zu erschlagen, begriffen die Landsleute erst, als ihre eigenen Städte wie die niedergebrannten Synagogen aussahen und sie selber auf der Flucht waren. Es wäre lehrreich für die Deutschen, die fühlen müssen, da sie nicht hören mögen, und es wäre ein Triumph der Gerechtigkeit obendrein, würde das ausländerfreie Hoyerswerda bald den mit Brandsätzen und Stahlkugeln attackierten Ausländerwohnheimen dort gleichen, und die Einheimischen müßten fliehen von dort, wie die Ausländer fliehen mußten. So schlecht, wie es scheint, stehen die Chancen dafür nicht, denn der Ort, der eine Woche lang die Hauptstadt der neuen Volksbewegung war, wird vermutlich zugrundegehen, ohne daß es dazu eines weiteren Weltkriegs bedarf. Seine Bewohner selber werden es sein, die ihn im Krieg gegeneinander zerstören. Man sollte ihnen, wenn es soweit ist, nicht in den Arm fallen dabei, sondern sie auf jede nur erdenkliche und vollkommen unparteiische Weise unterstützen.

Konkret 11/91, S. 28

Ursula Kreft

Alles mit Ma□ und mit Ziel

In Deutschland hat sich eine Aktionseinheit aus Neona□ is, braven B□ rgern und politischer F□ hrung gebildet, die die Jagd auf Ausl□ nder als Volksgemeinschaftssport betreibt

Seit das Fernsehen in Hoyerswerda live dabei war, glauben alle zu wissen, wie ein Rassist aussieht. Der Rassist tritt auf als besoffener Glatzkopf, mit Hakenkreuzen tätowiert, der »Asylantenfotze« brüllt und Brandsätze wirft: ein abscheuliches Monster, dessen Taten die Zuschauer mit wohligem Horror und gerechter Empörung betrachten dürfen. Neben dem Rassisten stehen jene berühmten »biederen Bürger, die sich noch nie etwas haben zuschulden kommen lassen« (TV-Kommentar), ein etwas undurchsichtiger Menschenschlag aus dem Osten, über den wir erfuhren, daß er zwar öffentlich applaudiert, aber nicht eigentlich Rassist ist, sondern – ja, was denn? Genaues weiß man noch nicht, der Klient liegt zur Zeit auf der Couch der Presse-Therapeuten. Äußerlich ähnelt der biedere Bürger einem armen Häschen, vielleicht ist er aber eine Art missing link, eine Zwischenstufe in der Entwicklung von Doktor Jekyll zu Mister Hyde.

Sollte nun jemand behaupten, die Deutschen seien Rassisten oder Sympathisanten des Mobs, dann antwortet der Bundespräsident: »Wir sind kein Volk von Extremisten.« Tatsächlich hat er damit völlig recht, denn »wir«, das sind die anständigen Bürger, die sich keine Glatze scheren lassen und keine Brandsätze werfen. Die halten es eher mit dem Notar Bolamus: Alles mit Maß und mit Ziel, und verbrannte Kinder, das ist ein bißchen zu viel. Auch öffentliches »Kanackenklatschen« kommt bei den Bürgern nicht gut an, denn es ist »eine Schande für Deutschland« und schadet dem guten Ruf. »Das ist nicht die Art von Bürgern eines freiheitlichen Rechtsstaates«, steht in der »WAZ«. Die »Art von Bürgern« sieht eher so aus: Die Bürger lieben es, wenn man ihnen weismacht, »daß ihre Steuergelder von Asylbetrügern verjuxt werden« (»Bild«), und kein Argument kann sie von diesem Glauben abbringen. Denn die Bürger sind gern empört. Außerdem erregen sie sich gern über »Asylantenfluten«, wobei ihr höchster Genuß offenbar darin besteht, von einem Millionenheer zu phantasieren, das sie demnächst überschwemmen könnte. Besonders gern aber applaudieren die Bürger, allerdings nicht am Straßenrand, sondern dann, wenn in den Amtsstuben zur Asylantenjagd geblasen wird, unter strenger staatlicher Kontrolle natürlich, bewaffnet mit Gesetzen, Erlassen, Verordnungen.

Während alle darum ringen, die Seele der Glatzköpfe zu erkunden, haben die Redakteure der »Bild«-Zeitung längst begriffen, was die Mehrheit der anständigen Bürger wirklich wünscht: durch Geschichten vom »Mißbrauch« erregt zu werden und dann ein bißchen mitzumachen bei der Asylantenjagd, aber gesittet und gesetzestreu. Wie man Mißbraucher aufspürt, sie stellt und verbellt, zeigt die Serie »Der große BILD-Report. Asylanten im Revier. Wer soll das bezahlen?« In Datteln zum Beispiel präsentiert »Bild« den Bürgermeister und SPD-Abgeordneten Horst Niggemeier, einen Jäger auf dem Hochsitz, oben am Fenster seines Amtszimmers: »Sehen Sie mal den roten Audi 100 da unten, den mit dem Gelsenkirchener Nummernschild. Der fällt mir seit Tagen immer wieder auf.« Das fremde Auto läßt Niggemeier keine Ruhe: »Der Bürgermeister hat ein bißchen rumtelefoniert. Seither weiß er, wem der Audi gehört. Einem Asylbewerber aus Polen.« Happy-End: Der Pole wird als Betrüger entlarvt, die Staatsanwaltschaft ermittelt wegen Asylmißbrauchs.

Die Geschichte wirkt überzeugend, weil sie das stereotype Denken der Bürger durch klare Rollenverteilung bestätigt. Der Gejagte verkörpert den eindeutig bösen Schurken, der kein Mitleid verdient, sondern gerechte Strafe – ein Fall für den guten Jäger, den pflichtbewußten und gesetzestreuen Helden, der immer gut bleibt, obwohl »der zigtausendfache Mißbrauch durch Scheinasylanten« seine Kräfte überfordert. Der Bürger als Held ist ein einsamer Held. Er sieht sich eingekesselt von Feinden, die täglich raffinierter werden. Denn die Schurken sehen wie arme brave Menschen aus, sie halten unschuldige Kinder im Arm – was könnte man noch tun, um solche Leute zu den Ganoven und Mißbrauchern zu machen, die sie zu sein haben? Auch sind dem Bürger die Hände gebunden, denn alle Erlasse sind bereits erlassen, und man hört: Die rechtsstaatlichen Möglichkeiten sind ausgeschöpft.

Nun haben wir einen Rechtsnotstand, denn der gesellschaftliche Konsens, den Politiker und Bürger gemeinsam in den vergangenen Jahren produziert haben, widerspricht inzwischen Grundrechten und Gesetzen. Daß die Asylbewerber erstens viel zu viele und zweitens ein bedrohliches Problem sind, daß sie drittens fast alle Mißbrauch betreiben und verschwinden müssen, gilt allgemein als bewiesen. Dieser Konsens vereinigt in schöner Harmonie Glatzköpfe, Bürger, Politiker und sogenannte liberale und grüne Kreise, nur erscheint das Allgemeingut in unterschiedlichen sprachlichen Gewändern. Das pathetische Wort »Asylantenflut« beispielsweise kommt immer mehr aus der Mode, das heißt jetzt freundlich, sachlich »Migrationsdruck«. Auch »Scheinasylant« ist out, in ist der »Elendsflüchtling«. Mit solchen sprachlichen Kapriolen erleichtern sich vor allem Linksliberale das Leben, denn sie können damit am gesellschaftlichen Konsens teilnehmen und über »den Migrationsdruck durch Elendsflüchtlinge« klagen, ohne sich schämen zu müssen.

Hans-Jochen Vogel beschuldigt die Union, »konkrete Maßnahmen zur Beschleunigung der Asylverfahren zu blockieren« – oder war das Zitat von Rühe, der die SPD beschuldigt, irgendwas zu blockieren? Aussagen zum Asylrecht sind austauschbar, weil prinzipiell alle einig sind. Denn allgemein wird anerkannt, daß einige Grundrechte und Gesetze nicht

mehr zeitgemäß sind, daß sie nicht mehr dazu taugen, die Bürger vor den »Folgen globaler Veränderungen« zu schützen. Daraus folgt: Es muß etwas geschehen, rasch, entschlossen, notfalls radikal. Jede Diskussion scheint inzwischen überflüssig, nur Parteiengezänk. Unverständlich, worüber Politiker noch streiten: »Die Politik hat versagt« (»WAZ«-Kommentar). »Wie lange wollen die Politiker die Toleranz der Bürger noch strapazieren?« (»Bild«) – völlig richtig, da doch alle einer Meinung sind. Von ein paar ewigen Außenseitern mal abgesehen.

Auf dieser Grundlage beurteilen die meisten Politiker und Presseleute die Verbrechen gegen Ausländer – besonders verbreitet sind zur Zeit die Erklärungen Wohnungsnot, Angstausbrüche und Rache an der DDR, verübt von Leuten, die in Kinderkrippen und als Schlüsselkinder geknechtet wurden. Liebe Ausländer, Ihr müßt das verstehen: Recht und Politik können unsere Probleme nicht mehr lösen – wird da nicht Bürgerwiderstand zur erklärlichen Tat? Wir bedauern, daß es Euch trifft, aber: Wo Recht zu Unrecht wird, wird Widerstand zur Pflicht. Und wenn die anständige Asylantenjagd nicht mehr funktioniert, ist ein kleines Pogrom, ungeachtet seiner abscheulichen Rohheit, gewissermaßen eine Alternative: »Ausfluß eines Abwehrinstinkts, der sich aus dem Gefühl nährt, mit der Flut nicht mehr fertig, gar am Ende Fremder im eigenen Land zu werden«, wie es Walter Bajohr im »Rheinischen Merkur« so nett auf den Punkt brachte.

Eckart Schiffer, »der Chefdenker für Ausländerpolitik von Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble« (»Spiegel«), meint sogar, dieser »Instinkt« sei ein deutsches Menschenrecht. »Die Bürger würden es nicht hinnehmen«, schreibt Schiffer, »wenn sie ihre ureigene, am nächsten liegende Lebens- und Erfahrungssphäre durch Überfremdung gefährdet glauben. Heimat im Sinne einer Erhaltung vertrauter Umwelt ist, nicht zuletzt im Hinblick auf die Kürze des Lebens, so etwas wie ein kollektives Menschenrecht.« Die Deutschen müssen den Mut haben, meint Schiffer, »selbstsicherem religiösen Fanatismus fremder Provenienz entschlossen entgegenzutreten«, um dieses Menschenrecht zu verteidigen, denn: »Wir müssen erforderlichenfalls den Anfängen der Intoleranz wehren.« Damit das keiner mißversteht: Mit diesem Aufruf »Wehret den Anfängen!« meint Schiffer nicht den deutschen Rassismus, er meint Ausländer, die er verdächtigt, die kulturelle Machtübernahme zu planen. Politiker, schafft uns das ausländische Pack vom Hals, sonst müssen wir für unser Menschenrecht zu den Waffen greifen!

Dabei ist es ganz einfach, alle Probleme zu lösen. Der »Spiegel« berichtet von Anfangserfolgen: »Von der Wiese neben Bocks Grenzhäuschen aus starten jetzt täglich die Hubschrauber. Im Tiefflug donnern sie die Neiße entlang und über die Maisfelder, in denen sich die Flüchtlinge bisher gut verstecken konnten.« Freilich: »Noch gibt es Lücken im unsichtbaren Schutzwall an der Ostgrenze«, aber ein BGS-Mann verspricht: »Wenn wir noch einmal soviele Leute hätten, dann wäre diese Grenze dicht.« Die Fachkräfte von der NVA, die arbeitslos herumhängen, sollten sich keine Sorgen machen. Bald gibt's Arbeit, der 'antifaschistische' Schutzwall hat eine Zukunft.

Konkret 11/91, S. 30

Heiner Möller

»Der Weg nach Osten ist frei«

... und Kaliningrad wird wieder Königsberg: Gemeinsam mit sowjetischen »Reformern« möchten deutsche Bankiers und Unternehmer die Region um die ehemalige Hauptstadt der ehemaligen Provinz Ostpreußen zur »Industriellen Ostseeregion K« ausbauen und zu diesem Zweck bis zu 200.000 Deutschstämmige in der noch sowjetischen Enklave Kaliningrad ansiedeln. Es scheint, als gingen die kühnsten Träume deutscher Revanchisten doch noch in Erfüllung

Es forderte zum Fackeltanze Dich, Gekrönte Vaterstadt, der grimme Tod.

. . .

O Angesicht, so bleich und so verstört,

O Stadt, umtobt vom Kampf, durchwühlt von Leid,

Wir wandern fort aus den zerstörten Gassen. Doch wissen wir, die weinend Dich verlassen: Wenn unsre Augen Dich nie wiedersehn,

Wenn wir vergehn

Mit unserm Blut, mit unserm Hab und Gut, –

Daß noch in Dir, o Mutter, Leben ist.

Und daß Du, Königsberg, nicht sterblich bist!

Agnes Miegel, Abschied von Königsberg, 1945

F. Wilhelm Christians, der Zweite Weltkrieg und Gorbatschow

»Königsberg ist zweimal untergegangen: das erste Mal durch den von Hitler begonnenen Krieg, unter britischen Bomben und in der Abwehrschlacht, die General Lasch gegen sowjetische Truppen führte; das zweite Mal durch die Kahlschlagsanierung im Ungeist des Stalinismus. Eine Traumstadt der Geschichte wurde durch zwei verbrecherische Diktaturen in eine gnadenlos geschichtslose Gegenwart katapultiert«, schrieb Mathias Schreiber 1990 in der »FAZ«. Hitler haben wir hinter uns gelassen, der Krieg war eine beidseitige Ungerechtigkeit. Gelitten hat dabei das deutsche Königsberg, die Seele einer Stadt an sich, die für ihr Schicksal ja nichts konnte. Weshalb ihr jetzt Gerechtigkeit widerfahren soll. Die aber kann nur deutsch sein, weil auch die Seele der Stadt deutsch und nicht geschichtslos russisch ist. Nur für eine Übergangszeit wird Kaliningrad noch sowjetisch oder russisch sein.

Die Erfüllung des deutschen Traums bedingt sowjetische Not. Das Land ist wirtschaftlich am Ende und marktwirtschaftlich noch nicht präpariert, die Region Kaliningrad desgleichen. Das Opfer brutalster deutscher Kriegspolitik wird abermals Opfer der deutschen ökonomischen Expansion. Sowjetische »Reformer« sind händeringend auf der Suche nach (vor allem deutschem) Kapital. Kaliningrad, schlägt der Vorsitzende des Kulturfonds der Stadt, Jurij Ivanov, vor, soll russisch bleiben, aber seinen historischen deutschen Namen wiedererhalten. Über 'Königsberg', vielleicht auch 'Kantstadt', soll demnächst abgestimmt werden. Man spricht schon wieder deutsch. Weitergehende Pläne als die, das Oblast (Gebiet) Kaliningrad für deutsches Kapital zu öffnen, sollen sogar vorsehen, es bei weitgehender Autonomie an die BRD zu verkaufen, ein Vorschlag, der – wie die »FAZ« im August berichtete – an Genscher herangetragen worden sein soll.

Pionier der deutsch-sowjetischen Kooperation im nördlichen ehemaligen Ostpreußen ist der pensionierte Vorstandsvorsitzende und jetzige Aufsichtsratsvorsitzende der Deutschen Bank, F. Wilhelm Christians. Begeistert von Gorbatschows Schlußverkaufsschlager »Gemeinsames Haus Europa« ist er seit dessen Amtsantritt. Bereits vor 21 Jahren aber sind Christians und die Deutsche Bank ins Sowjetgeschäft eingestiegen (sie managten z.B. das Erdgasröhrengeschäft BRD/UdSSR). 1985, gerade einen Monat im Amt. empfing Gorbatschow ihn als ersten westlichen Gesprächspartner. Seither weiß der Banker: »Wenn jemand dieses Land ändern kann, dann ist er es.«

»Die Konfrontation der Blöcke hat uns lange genug der europäischen Identität und Geschichte entfremdet und fürchten lassen, daß unsere Eigenständigkeit durch den Interessensausgleich der Großen über unsere Köpfe hinweg endgültig verlorengehen könnte. Nutzen wir das Angebot der Geschichte, durch verantwortliche Gestaltung zu uns selbst zu finden!«, fordert der frühere DB-Chef in seinem Buch »Wege nach Rußland« (1990). Er kennt deren mehrere. Sein erster führte den 18jährigen Unteroffizier im Zuge des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion im Juni 1941 in die Ukraine: »Schon im Sommer 1941 wurden wir zu unserer Verblüffung von Teilen der Bevölkerung in der Ukraine mit Girlanden und traditionellen Gastgeschenken empfangen. Die Propaganda beeilte sich, uns die Erklärung dafür zu liefern: Das russische Volk wartete ächzend auf die Befreiung vom Stalinschen Terror durch die deutsche Wehrmacht. Eine Zeitlang hielt diese Welle der Sympathie an. Dann änderte sich das Klima schlagartig, als nachrückende SD-(Sicherheitsdienst)Einheiten in

ihrem Sinn 'für Ordnung' sorgten. Was die wirkliche oder vorgespiegelte Grausamkeit dieses Krieges anging, so hatten wir zumindest mit der anderen Seite gleichgezogen«, erinnert sich der Ex-Uffz.

Aber es blieb nicht beim Unentschieden: »Bis zum bitteren Ende blieb der russische Gegner für den deutschen Soldaten identisch mit einem gnadenlosen, grausamen Regime.« Der Krieg endete 1945 für den (mittlerweile) Kommandanten einer Panzer-Aufklärungskompanie mit der Niederlage in Ostpreußen. Seither haben ihn die Fehler der deutschen Kriegsführung – zu viele Grausamkeiten gegen die Untertanen eines noch grausameren Gegners – nicht ruhen lassen. 40 vertane Jahre mußten aufgeholt werden. Im Mai 1990 dann steht er endlich auf Einladung des Kaliningrader Bürgermeisters in der immer noch offiziell militärisch gesperrten Stadt. »Die Deutsche Bank zieht in die Schlacht um Königsberg«, titelte die »Financial Times« zwei Monate später. Aber Christians will keine Schlacht, sondern eine behutsame Okkupation vorbereiten. Den Sowjets müsse man die Angst nehmen, es solle »auf kaltem Wege eine Regermanisierung versucht werden«. Zu diesem Zweck kann man ihnen das Blaue vom Himmel heruntersprechen: »Hafen, Handel, Banken, Industrie und Touristik« seien ideal geeignet, aus diesem Landstrich »ein Straßburg des Nordostens«, einen »Platz der europäischen Begegnung« zu machen.

Vor den materiellen stehen die geistigen Genüsse. Was ist da geeigneter, als am (erhaltenen) Grabmal Kants »Versöhnung im universellen Geiste« zu pflegen? In wenigen Wochen wird Kaliningrad eine Nachbildung der zerstörten Kantstatue erhalten, finanziert von der »Zeit«-Herausgeberin Marion Gräfin Dönhoff, die aus altem ostpreußischen, großgrundbesitzenden Adel stammt. »Die Erkenntnis, wie vergänglich materielle Besitztümer sind, seien sie ererbt oder erworben, ist allen Vertriebenen in besonderem Maße zuteil geworden. Um so leuchtender steht das geistige Erbe vor uns, das wir von unseren Vätern übernommen haben und das zu bewahren uns aufgetragen ist«, schrieb die Landsmannschaft Ostpreußen in ihrer Festschrift 1978.

Daß solches Erbe auch materiell lohnen kann, blitzt beim Deutsche Bank-Strategen Christians mitunter auf, wenn er die Versöhnungs-Selbstbeherrschung verliert: »Die Bevölkerung der UdSSR muß also nicht nur verkraften, daß der kalte Krieg nicht zu gewinnen war, sondern sich auch der nüchternen Einsicht stellen, daß die Trophäen des Vaterländischen Krieges der Vergangenheit angehören.« Solch unrussische Trophäen sind Ostpreußen und Königsberg.

*

Königsberg ist die Hauptstadt der preußischen Provinz Ostpreußen gewesen. Hier krönte sich Kurfürst Friedrich Wilhelm III. 1701 zum König Friedrich 1. von Hohenzollern, und hier lebte der 1724 geborene Philosoph Immanuel Kant, der die Stadt selten, Ostpreußen nie verlassen hat. Im Versailler Vertrag wurde von den Siegermächten des Ersten Weltkriegs Ostpreußen um das Memelgebiet (heute Litauen) verkleinert, Posen und der größere Teil Westpreußens gingen an Polen, Ostpreußen wurde so durch einen »Korridor« vom übrigen Deutschen Reich getrennt. Im Februar 1945 ließ Hitler mit Durchhalteappellen die von der Roten Armee bedrängte Stadt zur »Festung Königsberg« erklären. Die Evakuierung der Zivilbevölkerung verlief zögerlich, dafür blieb Zeit, das deutsche Siegerdenkmal der Schlacht von Tannenberg in die Luft zu sprengen, damit es nicht von Russen geschändet wird. Zeit blieb auch, den Sarg des Tannenberg-Siegers und ostpreußischen Großgrundbesitzers Hindenburg nach Marburg zu schaffen (womit eine weitere Leichenumbettung gesichert ist). Nach zweieinhalb Monaten Belagerung wird Königsberg, damals von 100.000 Menschen bewohnt, schließlich unter großen Opfern von der Roten Armee eingenommen. 1947 leben noch etwa 25.000 Deutsche in Kaliningrad, zwei Jahre später werden auch sie vertrieben bzw. ausgesiedelt.

Am 6. Juli 1946 ist die Stadt der russischen Sowjetrepublik angegliedert und in Kaliningrad umbenannt worden. Sie wird zur Hauptstadt des Oblast Kaliningrad, das das bisherige nördliche Ostpreußen, ein Territorium von der Größe Schleswig-Holsteins, umfaßt. Der südliche Teil wird Polen zugeschlagen, wie das Potsdamer Abkommen festlegte: »Die Konferenz hat grundsätzlich dem Vorschlag der sowjetischen Regierung betreffend die endgültige Übergabe der Stadt Königsberg und des vorstehend beschriebenen angrenzenden Gebiets an die Sowjetunion (= das nördliche Ostpreußen, H.M.) vorbehaltlich einer Prüfung der tatsächlichen Grenze durch Sachverständige zugestimmt.« Die Präsidenten der USA und Großbitanniens haben diesen Konferenzvorschlag unterstützt. Kaliningrad mit seinen für die UdSSR strategisch wichtigen eisfreien Häfen wird künftig militärisches Sperrgebiet für Nichtsowjetbürger. Heute leben 930.000 Menschen in der Region, die Stadt selbst ist mit 385.000 Einwohnern etwa so groß wie das Vorkriegs-Königsberg. Im Moskauer Vertrag von 1970 hat die Bundesregierung de facto die nie in einem Friedensvertrag geregelten neuen sowjetischen Grenzen anerkannt. 1975 schränkte das Bundesverfassungsgericht diese Anerkennung allerdings ein, indem es die endgültige Grenzziehung einer Friedensregelung unter Beteiligung einer gesamtdeutschen Regierung vorbehielt.

*

Ich sah in stiller Herbstnacht Vollmondschein,

Wie Kind im Vaterhaus, vom schlafenden Staden

Des hohen Münsters silberne Zackenkrone
Über der alten Reichsstadt Herrlichkeit!
Du Junggebliebener, mit den Kameraden,
Auch jenen, die noch fremde Erde deckt,
Aus Reihengrab und Heide auferweckt
Von unseren Adlers Rufen, – sag dem jungen,
Dem frühgefallenen, schlanken Enkelsohne,
Der zu Dir kam, blutüberströmt und bleich –
(O blonde Jugend, stark und todbereit, Und so dir gleich,
Von deinem Arme brüderlich umschlungen) – ,
»Dies wurde unserm Tod zum schönsten Lohne:
Auch unser Blut erwarb das neue Reich!«
Agnes Miegel, Mein Bernsteinland und meine Stadt, Königsberg 1944

Helga Müller, Dom und Autobahn

Helga Müller kämpft mit den Tränen: »Ich erkenne nichts wieder. Mein geliebtes Königsberg ist zu einer ganz anderen Stadt geworden – einer mit häßlichem Gesicht ohne Wärme und Kultur.« Vor der zerbombten Domruine steht Helga Müller und hält Ausschau nach der »Kneiphöfschen Mädchen-Mittelschule« – vergeblich: Alles ist weg. Auf der »Suche nach der verlorenen Heimat« »verharrt« nur mehr – immerhin – »im Dom die Kinderzeit« (»Welt«, Juli 1991).

Helga Müller hat nicht die jüdische Synagoge Königsbergs gesucht, die am 9. November 1938 in der Reichspogromnacht niedergebrannt wurde. Sie hat auch nicht die Verladerampen am ehemaligen Ostbahnhof Königsbergs gesucht, von dem aus Juden aus Ostpreußen und dem angegliederten polnischen Gebiet Bialystok in die Vernichtungslager transportiert wurden.

»Zutiefst bewegt« stand zuvor auch schon der Bankier Christians vor der Domruine. Der Dom als Symbol deutscher Inbesitznahme: Ein von der deutschen »Landsmannschaft Ostpreußen« initiierter internationaler Dombauverein sammelt seit Jahren Geld für seine Restaurierung, wie der Sprecher der Landsmannschaft, Ottfried Henning (CDU), im Juli 1989 erklärte. Henning ist parlamentarischer Staatssekretär im innerdeutschen Ministerium. Der Kulturfondschef Juri Ivanov gab die Gründung einer west-östlichen »Kulturfront Königsberg-Kaliningrad« bekannt. Sie wurde mit 1.000 DM unter der Kontonummer 32605 bei der deutschen Bank »Warburg, Brinkmann, Wirtz & Co« auf den Weg gebracht. Einzahlerin war die Gräfin Marion Dönhoff.

Noch hat Helga Müller nicht den direkten Weg nach Königsberg nehmen können, sondern eine beschwerliche Reise durch Polen und Litauen machen müssen. Doch bald schon wird auch die von den Nazis angelegte Reichsautobahn I von Berlin nach Königsberg wieder freigegeben. Im Sommer 1939 telefonierte der Gauleiter von Ostpreußen und spätere Statthalter in der Ukraine, Erich Koch, mit Berlin: »Mein Führer! Ich melde, daß die Reichsautobahn Nummer Eins, die 'Straße des Mars', fertiggestellt ist. Der Weg nach Osten ist frei. Zehn Panzer können auf der Autobahn nebeneinander fahren, und es gibt auf der gesamten Strecke keine einzige Kreuzung, die die kontinuierliche Fahrt behindern könnte.«

In ihrem »Erinnerungsbuch« »Kampf um Ostpreußen« schrieben Ex-Major Dieckert und Ex-General Grossmann: »In aller Stille, oft unter dem Schutze der Dunkelheit, vollzog sich die große Zusammenziehung der Truppen; Ostpreußen wurde zum Aufmarschraum der 3. Armee. Aus dem Reich kamen schier endlose motorisierte Verbände an... Die 'Aktion Polen' sollte möglichst überraschend erfolgen, um im Osten den Rücken freizuhaben, wenn der Kampf im Westen begann... Zwei Jahre später, im Frühsommer 1941, sollte Ostpreußen noch einmal der große Aufmarschraum zum Kampfe gegen die Sowjetunion werden.« »Möge der Ort, wo Russen und Deutsche einander soviel Leid zugefügt haben, den Weg in eine neue Zukunft weisen!« (F. Wilhelm Christians, 1990).

*

Erstmals 1988 hatten Christians und weitere Vertreter der Deutschen Bank ihren Plan einer »Industriellen Ostseeregion K« (Christians: »Der Buchstabe steht für die Stadt Kaliningrad, die bis 1945 Königsberg hieß«), die in einem späteren Schritt zur Freihandelszone ausgebaut werden sollte, Schewardnadse und Ryschkow vorgeschlagen, die dieses Programm aber für um Jahrzehnte verfrüht hielten. Christians warb auch weiterhin unbeirrt für seine Vorteile: kurze und schnelle See- und Landverbindungen und: »Kulturell liegt das ehemalige Ostpreußen den Deutschen näher, als das ferne Sibirien, was die Akzeptanz eines solchen Standorts unter den Mitarbeitern erhöhen dürfte.« Angeboten wurden Joint-Ventures und eine

spezielle deutsche Business-Schule unter Federführung der Deutschen Bank. Die künftige Freihandelszone sollte politisch souverän bleiben, für westliche Unternehmen günstige Zoll- und Steuerbestimmungen sowie ein »halbautonomes« Währungssystem einführen.

Im März 1989 konnte Christians den Marktwirtschaftler und Gorbatschow-Berater Leonid Abalkin während eines deutsch-sowjetischen Forums für seinen Plan gewinnen. Kurz darauf erhielten Vertreter der Deutschen Bank und deutscher Unternehmen Zutritt zum Kaliningrader militärischen Sperrgebiet. Im Juli 1990 erklärt der russische Präsident Jelzin sechs Regionen der russischen Sowjetrepublik zu »Freien Wirtschaftszonen«. Das Gebiet um Kaliningrad soll »Jantar«-Zone (Bernstein) heißen. Im August beschließt der Stadtsowjet die Aufhebung des Sperrgebietsstatus und die Öffnung der Stadt für Ausländer zum 1. Januar 1991.

Schon seit 1989 wird mit deutscher Finanzhilfe ein Hotelkomplex errichtet, der für die Bedürfnisse deutscher »Ethno-Touristen« ausgelegt ist, wie Kaliningrads Bürgermeister Chromenko die Flut ehemals ostpreußischer Greise, Enkel und Urenkel nannte. 5.000 solcher »Heimweh-Touristen« (»Spiegel«), die »illegal« eingereist waren, wurden allerdings schon 1990 geduldet, 20.000 'Legale' sind es in den ersten sechs Monaten 1991 gewesen. Die Hamburger Schnieder-Reisen organisieren 4- bis 8-Tagefahrten in die ehemals preußische Metropole. Zweimal wöchentlich startet von Hamburg ein Charterflugzeug. Noch in diesem Jahr wird die alte Eisenbahnverbindung Berlin-Königsberg wieder eröffnet. Um bevorzugte Städteverbindungen mit der ehemaligen Hansestadt Königsberg bemühen sich Wirtschaftspolitiker aus Bremen, Hamburg und Lübeck. Sie haben in Kaliningrad ein »Hansebüro« eingerichtet. 1992 soll die erste Fährverbindung nach Travemünde und zurück starten (wobei allerdings auch Kiel im Konkurrenzrennen ist). Fehlen darf auch nicht der Botschafter musikalisch aufbereiteten Deutschtums, Justus Frantz, der nach dem Baltikum nun die Ostmark entdeckt hat. Sein »1. Königsberg Musik-Festival« in Begleitung des Litauischen Kammerorchesters fand im September 1991 statt.

*

So kam's, daß wir, die Deutschland nie vergaßen,
Der Fremde Brot an fremden Tischen aßen,
Weitschweifend, wieder Vogelzug im Wind.
Getrieben von der Urzeit Wandersage,
Von Gotenruhm und Nibelungenklage,
Von Wikingsruf aus steingefügten Malen,
Von altem Hanselied, vom lauten Prahlen
Trunkener Schiffer, – von dem Abenteuer
Lockenden Goldlands, von dem Irrlichtfeuer
Des Palmenkaps in lazurblauem Meer.
Agnes Miegel, 1944

Walter Müller, Juri Ivanov und die Erbnahme

Walter Müller hat Juri Ivanov einen Brief geschickt: »Sehr geehrter Herr X., der Sie in meinem Haus wohnen. Es schreibt Ihnen der wirkliche Hausbesitzer Walter Müller. Im Alter von achtundsechzig Jahren starb mein Vater Franz Müller. Mein älterer Bruder Otto ist im Krieg gefallen, und somit bin ich der Erbnehmer des Hauses, was durch eine Besitzurkunde, die auf der Grundlage von Nachforschungen und Dokumenten vom Hauptnotariat der Stadt Hamburg ausgestellt worden ist, bestätigt wird.«

Walter Müller, so berichtet Juri Ivanov im Oktober 1989 in der »Izvestija«, wolle in sein Haus zurückkehren, »dort in meiner Heimat, in Ostpreußen, in Königsberg gibt es so viel für unsere fleißigen deutschen Hände zu tun..., doch wir werden zurückkehren und alles wieder aufbauen, wie es einmal war: das Königsschloß, den Dom, die Stadthalle, die Kirche der 'Heiligen Familie' von Juditten, in der ich getauft wurde«. Walter Müller hat Schlafstörungen: »Nachts kann ich nicht schlafen. Ich denke nach. Warum? Mit welchem Recht wohnen Sie in meinem Haus, in meiner Stadt? Ihr, die Russen, habt sie im April 1945 in eine einzige Ruine verwandelt.«

Juri Ivanov bemüht sich sehr, Königsberg russisch zu halten, indem er das deutsche Erbe der Stadt pflegt. Mit Unterstützung eines ominösen »Mühlheimer Kreises« gibt er den »Kaliningrader Kurier« heraus. In der ersten Ausgabe hat er Gedichte der Königsberger (Balladen-)Dichterin Agnes Miegel abgedruckt. Der »Mühlheimer Kreis« hat ihm zur Illustration Bilder der 1964 in der Bundesrepublik gestorbenen überzeugten Nationalsozialistin geschickt. Soll so die Entwicklung Kaliningrads zu Königsberg und Königsbergs zur deutschen Enklave aufgehalten werden?

Im Zusammenhang mit der »Industriellen Ostseeregion K« hat auch eine intensive Diskussion über die Umsiedlung deutschstämmiger Sowjetbürger ins Gebiet um Kaliningrad begonnen. Kaliningrader Politiker, die auf deutsches Kapital scharf sind, schüren deutsch-völkische Emotionen: »Die Deutschen werden mit ihrer Tüchtigkeit und Disziplin dieses leider heruntergekommene Land schnell wieder zum Blühen bringen«, drückte vor zwei Jahren ein Kommunalpolitiker entsprechende Hoffnung aus. Die »Allunionsgesellschaft der sowjetdeutschen Wiedergeburt«, wie sich die Vertretung der ehemaligen Wolgadeutschen heute nennt, strebt zwar eine Wolgarepublik für die Mehrheit der etwa 2 Millionen Sowjetdeutschen an (300.000 sollen ihren Rückkehrwillen erklärt haben, 30.000 siedelten sich in den letzten zehn Jahren neu an). Andererseits ist immer wieder von sowjetischen Politikern darauf hingewiesen worden, daß eine vollständige Wiederbesiedlung nur um den Preis der Vertreibung der dort wohnenden russischen Bevölkerung möglich wäre und damit ausgeschlossen sei. Diese nämlich habe Angst, zu einer Minderheit in einer wolgadeutschen Republik zu werden, erklärte der Minister für Minderheitenfragen, Prokopjew, dem bundesdeutschen Außenminister Genscher.

So werben russische »Reformpolitiker« aus Jelzins Umfeld – in Erwartung des deutschen Kapitals – bevorzugt um eine Besiedlung der »Industriellen Ostseeregion K« mit Sowjetdeutschen. Deutsche Unternehmen, schrieb die »Welt« bereits im Juli 1989, hätten signalisiert, daß sie »bei einem Engagement in der Region Königsberg Wolgadeutsche gern beschäftigen würden«. Der Bürgermeister von Kaliningrad hat mittlerweile zur Besiedlung seiner Region ebenso eingeladen, wie Jelzins Kompagnon Sobtschak für ein Gebiet nahe Leningrad (Sankt Petersburg). Im Oblast Kaliningrad lebten 1987 etwa 200 Deutschstämmige. Mitte 1991 sind es bereits zwischen 5.000 und 10.000, davon etwa 3.000 in der Stadt. Sowjetische »Reformer« möchten bis zu 200.000 von ihnen im Norden des ehemaligen Ostpreußen ansiedeln.

*

Und ist doch heiliger Boden, dieses Land!
Und ist die Winterschlacht, die hier geschlagen,
Doch Schicksalsstunde bis zu unsern Tagen,
An blutigem Ruhm nur Tannenberg verwandt.
Hier stand, zu einem neuen Stamm geeint,
Deutscher und Preuße gegen den alten Feind Von Osten.
Übermächtig zogen,
Mit Dolch und Keule, Schleuder, Speer und Bogen,
Die Völker, die er dienstbar sich gemacht,
Übers vereiste Haff in stummer Nacht.
Gott aber, der im Flockenpelze fährt,
Grimmiger Lenker, durch den Sturm der Schlacht,
Sah, wie die Unsern, sich hinopfernd sanken,
Sah im Gewölk das blutgefüllte Erz
Der Schalen in des Todes Händen schwanken,
Und warf hinein ein breites Marschallschwert
Und eines jungen Schusters tapfres Herz, –
Da hob, zu leicht befunden gegen dies Gewicht,
Des Feindes Schale sich. Sein Heer zerstob
Wie Schnee im Tauwind. Von ihm wich das Glück.
Das allzu große Reich, hier ward's zunicht!
Der weiße Reiter floh.
Und kam niemals zurück.
Agnes Miegel, 1944

Deutscher Boden, deutsche Seele

Seit jeher gilt den Vertriebenen Ostpreußen als unter »landfremder Verwaltung« stehend. »Bereits im ersten Sommer nach Kriegsende« war dem Marburger »Johann Gottfried Herder-Forschungsrat« für deutsche Ostforschung »eine erhebliche Verunkrautung des Ackerbodens bemerkbar« (1955). Deutscher Boden leidet mehr als russische Menschen: »Auch heute wieder mühen sich Männer und Frauen um Äcker und Weiden. Aber es sind nicht die freien Bauern, die ihr Leben ihren Höfen weihten, die Saat und Ernte, Wachsen, Blühen und Verwelken mit dem Herzen verfolgen, als sei es ihr Fleisch und Blut. Nun sind dort Staatsangestellte und Genossenschaftsarbeiter der Sowchosen und Kolchosen tätig. Das Kollektiv ersetzt das Einzelwesen, der eigene Hof wird zum Gemeineigentum, das Land zum Volksbesitz. Spürt es der Acker, diese in 700 Jahren gereifte Krume, im Feuersturm verbrannte Erde, oder ist es ihm gleichgültig, was mit ihm geschieht? Hat er die 700 Jahre vergessen, die auch ihn schufen, prägten, werden ließen zu dem, was er war, als wir ihn verließen?« (Helmut Peitsch, Wir kommen aus Königsberg, 1979)

Königsberg hatte »durch den Zuzug russischer Zivilisten bereits 1947 das Aussehen einer russischen Stadt erhalten«, verkündeten die Ostforscher schon zehn Jahre nach Kriegsende. »Heruntergekommen ist das meiste in einer Stadt, deren Bewohner sich solange weder mit der Geschichte noch der Kultur Königsbergs befaßten und deren emotionale Ferne abzulesen ist an den seelenlosen Hausbaukonstruktionen«, registrierte 1991 erschüttert ein völkischer Beobachter der »Welt«. Daß eine russische Stadt in einem armen Land russisch, arm und nicht etwa deutsch, preußisch-königlich und reich ist, verblüfft die neuen deutschen Ostritter. Darüber, daß der von der deutschen Kriegs- und Vernichtungsmaschine überrollten sowjetischen (und polnischen) Bevölkerung nach dem Krieg anderes nahelag als die Pflege deutschen Kultur- und preußisch-militaristischen Erbguts, können sie gar nicht genug staunen. »So obliegt es den Landsmannschaften und ihren aktivsten Mitgliedern, ihren vom Kampf ums Goldene Kalb ermüdeten und vom Wesentlichen abgelenkten Volksgenossen und Landsleuten immer wieder die von einer materialistischen Gegenwart überdeckten Ewigen Werte zu predigen, ohne die keine geordnete menschliche Gemeinschaft von der Familie bis zum Völkerverband möglich ist und ohne die ein Volk auf die Dauer nicht fortbestehen kann. In diesem Bewußtsein versucht die Landsmannschaft Ostpreußen ein Beispiel zu geben.« Ein Programm, das – 1978 formuliert – heute nicht ohne Aussicht auf Erfolg scheint.

»Helmut, Du bist auch unser Kanzler«, verkündete ein Transparent der deutschen Minderheit bei Kohls Besuch im schlesischen Krzysowa im November 1989. Derlei war in Kaliningrad bislang weder zu lesen noch zu hören. Vaterländisch gesinnte »Linke« aber haben hierzulande den deutschen Ruf längst erhört. »Wie gespenstisch es ist, in ein Land zu kommen, das einmal ein anderes war, in dem viele Spuren getilgt sind und doch überall Spuren gelegt sind, und die stummen und toten Dinge reden davon, was geschehen ist«, faselte z.B. Rolf Stolz aus Köln in »Mut«, der Vierfarbzeitschrift für den gehobenen rechten Geschmack. »Wo doch nicht einer und nicht ein einziges Land der Vergangenheit entfliehen kann, wo jedes Vertuschen und Verstecken letztlich nur die ruhelosen Dämonen hervorlocken, wird dennoch versucht, die Geschichte zu beseitigen.«

Der ehemalige SDSler Stolz, Mitglied im ersten Bundesvorstand der grünen Partei, Begründer der nationalistischen »Linke Deutschland-Diskussion«, hatte Wongrowitz in der polnischen Provinz Posen besucht (es hätte auch irgendwo in Ostpreußen sein können, er hätte dieselben Dämonen entdeckt) und dort »schon die zweite Generation (erlebt), die vergessen machen will, daß einmal Deutsche in diesem Land lebten« .

Konkret 11/91, S. 34

Erwin Riess

Die Heimkehr des St. Tomicic

Vom Ustasa-Trommler zum Trommler der Ustasa – die Karriere eines dalmatinischen Asylanten

Seit Siegfrieds Besuch in Worms ist es still geworden um die deutsche Gastfreundschaft; nun kommt sie wieder ins Gerede. Immer mehr Bürger ziehen aus der fortgesetzten Wehrlosigkeit der Asylanten gegen Pogrome den Schluß, dem empörenden Betragen der Fremden nicht mehr wie bisher feindselig, sondern mit Haß zu begegnen. Auch Österreich, 1866 von Deutschland nach Osten abgedrängt und seither mit Europa hadernd, unterscheidet zwischen anständigen Touristen, die nach verzehrtem Mahl Trinkgeld geben, und anstößigen Tschuschen, die ihr Jausenbrot in Bratislava streichen, wenn sie auf den Arbeitsstrich nach Wien fahren.

Angelsächsische Beobachter sehen in diesem Verhalten der Deutschen und Österreicher nur eine Marotte, die in Mode kam, als sich die Bewohner der baltischen Platte, des Karpatenbogens und des Donaudeltas aufmachten, ihren Fürsprechern im Kalten Krieg Dank abzustatten für die erwiesene Hartnäckigkeit im Kampf um die Freiheit der Märkte. Diese Betrachtung ist aber kurzsichtig. Sie legt den Schluß nahe, daß die Deutschen und Österreicher ihren Charakter geändert hätten; eine Unterstellung, die mit Nachdruck zurückgewiesen werden muß. Schon die Ahnen taten sich bei der Schikanierung der Fremdländischen hervor; deren Zurücksetzung ist mitnichten eine Modeerscheinung. Die anrührende Leidensgeschichte eines jugoslawischen Asylanten mag Zeugnis davon geben, wie hartnäckig Deutschland und Österreich bemüht sind, Fremde solange zu demütigen, bis diese resignieren und nach Hause zurückkehren.

Als Sohn eines Zagreber Universitätsprofessors verlebte Stjepan Tomicic eine behütete Kindheit, das Martyrium war ihm aber bereits am Tag seiner Geburt, dem 26. Mai 1919, aufgegeben: »In umstürzlerischer Zeit geboren, blieb auch bei ihm der Geburtsjahrgang schon Beschuldigung genug«, stellte ein einflußreicher Freund aus schwerer Zeit, Otto Schulmeister, kürzlich fest. Noch gedeiht der anstellige Knabe, der von seinen Freunden »Stipe« gerufen wird, aber prächtig. Die Dominikaner stärken seine christlichen Anlagen, er schreibt Artikel für einschlägige Jugendzeitschriften. Das Bildungsangebot des »1. Klassischen Gymnasiums« nützt er mit Eifer, sein journalistisches Talent gibt zu schönen Hoffnungen Anlaß. Nach der Matura übersiedelt er nach Paris, wo er politische Wissenschaften studiert und als Korrespondent einer katholischen Zeitung arbeitet. Große Aufgaben vor Augen, kehrt er aber bald wieder zurück nach Zagreb, belegte Jurisprudenz und profiliert sich als außenpolitischer Analytiker in der Zeitschrift »Hrvatski Glas« (»Kroatische Ehre«).

Kaum hat er sich daheim eingelebt, wird die Karriere des jungen Mannes aber durch ein vom Norden hereinbrechendes Unheil jäh unterbrochen: Die Deutsche Wehrmacht marschiert 1941 in Zagreb ein, Hitlers Statthalter Pavelic errichtet den faschistischen Ustasa-Staat. Stjepan Tomicic macht eine Erfahrung, die sein künftiges Wirken bestimmt, er wird, nach eigenem Zeugnis, »degradiert« und wechselt vom »Hrvatski Glas« zur »Hrvatski Narod« (»Kroatisches Volk«), dem Organ der Ustasa-Partei. Daneben findet er noch Zeit, für die faschistische Illustrierte »Pokret« (»Bewegung«) und deren deutschsprachige Ausgabe »Alarm« zu arbeiten. Der Bildtext »Gefangener Partisan. Nur bolschewistisches Untermenschentum erniedrigt sich zum heimtückischen Bandenkrieg« belegt seine ungebrochene Schaffenskraft.

Ab Mai 1942 fungiert der Degradierte als verantwortlicher Schriftleiter der »Hrvatski Narod«, ein Jahr später wird er zum Militärdienst abkommandiert. Im Kampf gegen Partisanen besteht er die Feuertaufe und wird mit der »Bronzemedaille der Krone König Tomislavs mit Eichenzweigen« ausgezeichnet. Doch 1944 muß Stjepan Tomicic weitere Schläge einstecken: Er erhält den »Orden der Krone des Königs Zvonimir II. Klasse« und wird für Verdienste um das Blatt »Bereitschaft« zum »Ritter« geschlagen. Die Ehrenschule der Ustasa durch die Verleihung des »Ehernen Dreiblatts« mit Bravour abschließend, wird er in Würdigung seiner Verdienste der kroatischen Gesandtschaft in Berlin zugeteilt und dort für die Beobachtung ausländischer Journalisten mit Sonderzulagen bedacht. 1945 setzt er sich nach Wien ab, wo er mit einem Zimmer im Nobelhotel »Imperial« Vorlieb nehmen muß. Vor der näherrückenden Roten Armee flüchtet er zu Freunden nach Salzburg. Vom Erzbischof Rohracher und dem Ustasa-Würdenträger Cecelja wird der Flüchtling alsbald an den konservativ-nationalen Herausgeber der »Salzburger Nachrichten«, Canaval, als journalistische Verstärkung weitergereicht. Der Asylant nimmt das Angebot dankend an und ehelicht die Tochter seines Chefs. Als österreichischer Staatsbürger und Redakteur im einflußreichen Kalten-Kriegs-Blatt erhebt sich für ihn bald das Problem des Pseudonyms, sind doch in Jugoslawien Partisanen an die Macht gelangt, die dem Vertriebenen seine zahlreichen Degradierungen neiden. Also nimmt Stjepan Tomicic einen programmatischen Namen an: Dalma, der Mann aus Dalmatien. Als Zugeständnis für die deutschnationale Leserschaft der »Salzburger Nachrichten« fordert sein Schwiegervater aber die Verwendung eines deutschen Vornamens, vorzugsweise eines mit dem Anfangsbuchstaben A. Angewidert von den vielen Kollegen, die ihren Namen beibehaltend die Überzeugung wechseln, macht es der Schwiegersohn umgekehrt: Er verleugnet seinen Taufnamen und setzt als Alfons Dalma fort, was er unter den Faschisten begonnen hatte, als außenpolitischer Kommentator und katholischer Ideologe.

Das Publikum und die amerikanische Besatzungsmacht honorieren seine und des Blattes konsequente Haltung. Er verneigt sich vor dem slowakischen Klerikalfaschisten Tiso (»ein heiliger Mann«), rehabilitiert Mussolini (»ein Humanist, weil er sich der Grenzen seiner Persönlichkeit bewußt war«) und die Franzosen (»die Dekadenz Frankreichs ist keineswegs biologischer Natur«), lobt Adenauer (»hat als Kanzler einer zersetzenden Entwicklung der westlichen Politik den Riegel vorgeschoben... Was Hitler mit Waffengetöse, Gaskammern und Goebbels-Artikeln nicht erreichen konnte, hat er durch staatsmännische Kunst endgültig erlangt – die Position des politischen Führers Europas«) und mahnt Deutsche und Österreicher, ihre historische Aufgabe nicht zu vernachlässigen (»es bleibt Deutschland und Österreich nichts anderes übrig, als gegenseitige Stärkung durch vollen und absoluten Zusammenschluß zu suchen«). Mit Verve reitet er sein Steckenpferd, die Partisanenhatz (»der schaffende Mensch, der mit seiner Arbeit das Karnevalstreiben der 'Partisanen' ermöglicht, möge vorsichtig sein. Was unsere Zeit vor allem braucht, ist... Volksgemeinschaft«), und immer wieder richtet sich der Blick des Vertriebenen nach der verlorenen Heimat. Den Bruch Titos mit Stalin kommentiert er unter der Überschrift »Wohin spielt Tito?« (ein Schuft, der Fremden am deutschen Wort flickt) kompromißlos: »Vielleicht steht das Abendland vor einer entscheidenden Entwicklung. Vielleicht... Vorsicht ist geboten.«

Im Treiben der Kommunisten bemerkt Dalma schon 1948 das serbische Element: »Tito übernimmt das Maximalprogramm der Großserben, bezeugt, wie weit das heutige Regime ein serbisches ist und enthüllt, wie diese chauvinistische Bestrebung des Serbentums auch im Gegensatz zu Moskau stehen kann.« Oft sieht er sich auch gezwungen, das Abendland vor eiligen Schlüssen zu warnen: »Der europäische Orient ist eine andere Welt, und eine voreilige Reaktion könnte verheerende Folgen zeitigen.« Seine tief empfundene Frömmigkeit, die ihn schon bald die Verbindungen zum Vatikan wieder aufnehmen läßt, ermöglicht ihm die Markierung der wirklichen, der geistigen Grenzen. »Im Westen darf nie außer acht gelassen werden, daß die verläßlichen Freunde jenseits des eisernen Vorhangs nur die Völker abendländischer Kultur, Gesinnung und Religion sind, Polen, Ungarn, Kroaten, Tschechen, Slowaken, Rumänen. Den östlichen, orthodoxen Völkern gegenüber kann eine Dosis Mißtrauen nur gesund sein.«

Salzburg stand in den späten vierziger und den frühen fünfziger Jahren Berlin als Bollwerk der freien Welt wenig nach, die hervorragendsten Streiter gegen den Kollektivismus spornten einander im Café Tomaselli zu höherem Einsatz an. Der frühere illegale SA-Kämpfer und spätere österreichische Bundeskanzler Klaus, damals noch Bezirkshauptmann von Salzburg-Land, lehnte das mehrmalige Ersuchen Bertolt Brechts um eine Arbeitsgenehmigung bei den »Salzburger Festspielen« ab; die seit 1938 judenfreien »Festspiele« hatten anderes im Sinn als epische Dramatik: »Jedermann« sollte sehen, wohin der Tanz mit dem roten Satan führt.

Der Redaktion der »Salzburger Nachrichten« entsproß der »Verband der Unabhängigen«, jene Vorgängerpartei der FPÖ, die sich zum Ziel gesetzt hatte, das große Lager der von der Geschichte betrogenen Idealisten in die österreichische Gesellschaft einzugliedern. Öffneten die Journalisten Viktor Reimann und Herbert Kraus den Gestrauchelten bislang verschlossene Türen, so kümmerten sich andere Redaktionskollegen, unter ihnen Gerd Bacher und Alfons Dalma, darum, daß es dahinter geordnet zuging. In der gelebten Dreifaltigkeit von verwandtschaftlichen Banden, hohem Klerus und CIC (US-Geheimdienst) fällt Dalma die Entscheidung für das christlich-soziale Lager leicht. Sein Bekanntenkreis wächst schnell, er schließt sogar Freundschaft mit Fürst Erwin Karl Lobkowitz. An ihm schätzt er besonders dessen Frau, Gräfin Eltz, die sich lange Jahre als Verteterin der kroatischen Ustaschen im Vatikan bewährt hat.

Es kann aber der frömmste Mann nicht in Frieden leben, wenn es den bösen Neidern nicht gefällt. Immer öfter fällt bei der Erwähnung von Dalmas Namen das Epitheton »sinnenfroh«, die schmalen Gassen Salzburgs werden dem Weltoffenen zu eng, er verändert sich mit Hilfe einflußreicher Freunde. In der »Deutschen Woche« vom 21.4.1954 stand zu lesen: »Auf die Intervention des deutschen Bundeskanzlers hin, hat die Tageszeitung 'Münchner Merkur' einen maßgeblichen Mann der Presseabteilung der ehemaligen faschistisch-kroatischen Gesandschaft in Berlin, Tomicic, unter dem Namen Dalma in ihren engeren Redaktionsstab aufgenommen.«

In München trifft Dalma einen Freund aus alten Zeiten, Dr. Hermann Pröbst, vor 1945 Herausgeber der kroatischen »Neuen Ordnung« und nun Chefredakteur der »Süddeutschen Zeitung«. Bald ist der Polyglotte auch in München heimisch, ein Lawinenunglück in Vorarlberg gibt ihm Gelegenheit, Österreichs Stellenwert für einen größeren deutschen Staat zu umschreiben: »Überhaupt offenbart sich immer stärker die traditionelle Verflechtung unter den beiden Staaten, wobei der österreichische Beitrag bedeutender als in der Vergangenheit ist, da sich die österreichischen Alpen als die große Energiereserve der deutschen Kraftstromwirtschaft erweisen.«

In den sechziger Jahren profiliert sich Dalma als Lehrbeauftragter für Politik und Strategie an der politischen Fakultät der Universität München, deren Geschicke jetzt von seinem Freund Lobkowitz gelenkt werden. Daneben findet er noch Zeit, als Koredakteur der Zeitschrift »Wehrkunde« seiner Leidenschaft für Strategie zu frönen. Internationale Verpflichtungen führen ihn nach Rom, Washington und Spanien, wo er als Mittelsmann der CEDI, eines Eliteklüngels um Otto von Habsburg und Franz Josef Strauß, auftritt.

1964 kommt der nach Anerkennung Dürstende ein zweites Mal zu Ritterehren, diesmal ist es die Französische Ehrenlegion, die Dalmas unermüdlichen Einsatz würdigt. Drei Jahre später erinnert sich der neubestallte ORF-Generalintendant Gerd

Bacher seines Freundes aus gemeinsamen Salzburger Tagen und holt ihn als Chefredakteur von Funk und Fernsehen nach Wien.

Und doch ist der Hochgeschätzte vor Rückschlägen nicht gefeit. 1971 gibt er in der »Österreichischen Militärischen Zeitschrift« den Amerikanern Tips für eine effizientere Kriegsführung in Vietnam. Er schlägt die Besetzung Kambodschas, die Unterbindung der Nachschubwege und den vermehrten Einsatz von Bombenterror vor. Die Amerikaner aber tun wie geheißen und verlieren einen Krieg, den der ORF spielend gewonnen hätte. Kaum hat der enttäuschte Stratege wieder Mut gefaßt, folgt der nächste Schlag. Bruno Kreisky erwirkt 1974 die Ablösung seines Freundes als Chefredakteur und demütigt den Freigesetzten durch die Verleihung zahlreicher Orden, unter ihnen das »Große Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich«.

Schweren Herzens ergreift der Vertriebene die Hand von Frau Bacher und lenkt beider Schritte gen Rom, um als Korrespondent für die ganze Christenheit im Vatikan anzuheuern. Mächtig dröhnt sein Baß, wenn es gilt, die freie Welt vor einer heimtückischen Friedensbewegung zu schützen, mutig wirft er sich nach dem Attentat vor den polnischen Papst und brandmarkt die bulgarischen KGB-Partisanen, welche sich im Kleid türkischer Faschisten auf den Petersplatz geschlichen hatten, um die geistige Stimme des katholischen Ostens verstummen zu lassen. Als einziger deutschsprachiger Journalist wird er zu Geheimtreffen der Nato in Italien eingeladen, von unschätzbarem kirchengeschichtlichen Wert sind seine Analysen der Enzykliken des angeschossenen Oberhirten. Auch der italienischen Innenpolitik verschließt sich der Vielseitige nicht: »Sie ist das Ergebnis einer jahrzehntelangen Wohlfahrtspolitik ohne Bremsen und des Zerfalls der Arbeitsproduktivität, der Arbeitsmoral unter dem Druck der Gewerkschaften.« Sollten die anarchischen Zustände überhandnehmen, so würde Dalma sich auch mit einer Diktatur nach chilenischem Vorbild zufriedengeben. »Nicht die demokratisch entstandenen Regime, die es den Kommunisten erlauben, die Freiheit zu ersticken, sondern notfalls selbst die nichtparlamentarischen Regime, die es sich zum Ziehl gesetzt haben, Voraussetzungen der freiheitlichen Demokratie und der echten Freiheit zu schaffen, sind vom westlichen Standpunkt der Unterstützung würdig.«

1986 kehrt er nach Wien zurück, die Einführung einer Springer-Zeitung, des »Standard«, in Osterreich eröffnet dem außenpolitischen Analytiker ein neues Betätigungsfeld. Der »historisch Sensibilisierte« (Otto Schulmeister) produziert außerdem für den ORF Städteporträts über mitteleuropäische Metropolen. Doch auch im vorgerückten Alter bleibt er von Anfeindungen nicht verschont. Als besonders verletzend erweisen sich für ihn die Artikel, die Otto Schulmeister zu seinen runden Geburtstagen veröffentlicht. Zu seinem sechzigsten Geburtstag heißt es über den Freund: »Seine Qualitäten? Neugierde und waches Bildungsinteresse. Appetit am Leben in der Vielfalt seiner Erscheinungen, fasziniert vom Lauf der Dinge. Das ist ein Sinnenmensch, eine durch und durch austriakische Variation des Mittelmeertyps – thrakisch-diokletianische Schädelformation, wie seine Freunde spötteln.«

Die Schmähung wird erkennbar, wenn man weiß, daß Diokletian, der Kaiser aus Dalmatien, nicht nur Christen, sondern auch Germanen verfolgen ließ. Einem Mann, der schon als Jüngling davon ausgegangen war, »daß die Selbsterhaltung des Gesamtdeutschtums eine Donauföderation zur Voraussetzung« habe und »dieser Großstaat der Völker« ein »kulturell großdeutsches Österreich« sein solle, einen diokletianischen Schädel anzudichten, ist ein starkes Stück. Fünf Jahre später wird der Spott zur Häme: »Man wird Journalist, weil man die Gegenwart beobachtet und in dem ständig bewegten Schleier der Zeit manches wahrnimmt.« Zu seinem siebzigsten Geburtstag muß sich der Jubilar sagen lassen, er habe zwar »in vielfältiger Verwendung Schule gemacht«, es sei aber auch die Zeit gewesen, »die in... dem lebensfrohen Altösterreicher gearbeitet« habe.

Auch ORF-Generalintendant Gerd Bacher schreckt vor einer entwürdigenden Geste nicht zurück; wie ein Marktfahrer die übriggebliebene Ware preist er die brachliegenden Talente des Sinnenmenschen: »Aus mir unerfindlichen Gründen wird er nicht mehr... eingesetzt. Ich bitte, dies umgehend zu ändern. Dalmas Spezialgebiete sind Ost-West-Beziehungen, Osteuropa, Jugoslawien (Bester im Hause !), Sicherheits- und strategische Fragen.«

Doch Bacher, für sein weites Herz bekannt, trägt dem Freund nichts nach; ihm zuliebe tauft er Zagreb um und nimmt ihn nach Agram auf eine Dienstreise mit. So kommt es, daß Stjepan Tomicic, der Vertriebene, im Sommer l991 nach Jahrzehnten der Trennung ins festlich geschmückte Zagreb heimkehrt. Ustasa-Flaggen an Häusern, die kroatische Krone im Titelkopf der Zeitungen und die Siegesgewißheit der führenden Männer sind ihm nicht fremd; es muß ihm scheinen, als habe sich seit 1944 nichts geändert.

Konkret 11/91, S. 37

Michael Schilling

Trotzköpfchens Wechseljahre

Voreiliger Nachruf auf Vatis liebste Opposition, die im Koma liegt, welches sie aus alter Gewohnheit mit einem Semikolon verwechselt

Nirgendwo wird so dreist gelogen wie am offenen Grab, die Intensivstation vielleicht ausgenommen, und so wäre weiter nicht verwunderlich, wenn die Herren Eltern dem rebellischen Nachwuchs, da er unterm Sauerstoffzelt röchelt, ein paar nette Worte sagten. Man kanns aber auch übertreiben, wie der Herausgeber Fritz Ullrich Fack, der in der »Frankfurter Allgemeinen« den Abgesang mit den Worten beginnt:

Mit gemischten Gefühlen liest man, daß die Berliner »tageszeitung« (taz) in ernsten wirtschaftlichen Schwierigkeiten steckt... Das Bedauern, wenn's in Berlin schiefginge, wäre ehrlich.

Fast gerührt erinnert sich Vati Fack an die Dummenjungen- bzw. mädchenstreiche der »wilden Anfangszeiten«, als der Nachwuchs die Anschläge bewaffneter Gruppen noch mit klammheimlicher Freude begleitet hatte:

In den wilden Anfangszeiten dieser Zeitung konnte es vorkommen, daß sie »Besuche« bei mißliebigen Gegnern, auch bei Kollegen, anregte, die mit eingeworfenen Fensterscheiben endeten

oder mit einer an Hassos Schwanz gebundenen Blechdose, war das lustig, heute kann man's ja sagen, denn

später hat sich das Blatt zu einem intelligenten, amüsanten, aber auch kritischen Forum von linken, grünen und alternativen Strömungen gemausert.

Wenn der Herausgeber den Einsatz gibt, steht der Feuilletonist des Blattes nicht an, einzustimmen, denn wie der Hirr macht der Schirr, wenngleich anders als der gelassene Hirr mit einem aufdringlichen Klirr:

Vielen ist sie unverzichtbar. Ihr scharfer und ironischer Ton ist innerhalb der deutschen Medien einzigartig.., Ihre Exponenten, von Klaus Hartung bis Arno Widmann, hatten eine neue, nie gehörte publizistische Sprache gesprochen, die keiner Ideologie mehr zuzuschlagen war und die man gelesen haben mußte, um auf dem Laufenden zu sein... Eine der interessantesten Stimmen in der Bundesrepublik.

Brav. Darauf, daß Hartungs Sprachfehler nie gehört war, hat mein Freund G. auf der letzten Seite dieser Zeitschrift verschiedentlich hingewiesen und eine der interessantesten Stimmen in der Bundesrepublik »die Westberliner Kinder-FAZ« genannt, lange bevor die Frankfurter taz-Vatis sich zu ihrer Brut bekannten:

Deutschland braucht die taz mit ihrer Wachheit, ihren Instinkten und ihren Ärgerlichkeiten,

schreibt der Redakteur Jessen im dritten Aufruf der »FAZ« zur Rettung der »TAZ«. Auch die »Zeit«, die mogadischu-liberale Wochenschrift, sagt über die »TAZ«:

Längst ist sie in der deutschen Presselandschaft unentbehrlich geworden,

und lobt die Familienzusammenführung:

Tatsächlich würde der mächtigen FAZ etwas fehlen, gäbe es die schmächtige taz nicht... Die scheuen Gefühle der FAZ für die taz kommen nicht von ungefähr. Derlei liegt ja auch ideologisch in der Luft... Zugleich sind die gesellschaftlichen Sphären, für welche taz und FAZ als Kodeworte stehen, nicht mehr so weit voneinander entfernt, wie sie waren.

Waren sie's denn je? Und je weiter als die Rechte und die Linke *eines* Boxers? »Eine der anregendsten Zeitungen im Land« nennt das Deutschland-Magazin »Spiegel« die »TAZ«, ein »allseits respektiertes und vielerorts geschätztes linksliberales Blatt« nennt sie die »Süddeutsche Zeitung«. »Das ausgelagerte Volontariat der Bürgerpresse« hat sie wiederum mein Freund G. schon vor zehn Jahren genannt, und nun, da die Bürgerpresse sich erstmals so leidenschaftlich zu ihrem Balg bekennt, sollte sie ihm auch aus der Not helfen. Die Auflage der »Tageszeitung« fällt, die Anzeigenerlöse sinken, die »Freunde«, die den Verlag bisher über Berlin-Abschreibungen finanziert haben, können oder wollen nicht mehr – was läge da näher als die Bildung eines gemeinsamen Fonds von »FAZ«, Bertelsmann («Spiegel«, »Stern«, »Zeit«), Holtzbrinck und – warum eigentlich nicht? – Springer, dem die Verlage die bisher für die Ausbildung des Nachwuchses aufgewandten Mittel zur Finanzierung der »Tageszeitung« zuwiesen? So behielten sie erstens ihr interessantestes, unentbehrliches Blatt, wären zweitens alle politischen Risiken und allen arbeitsrechtlichen Ärger mit angestellten eigenen Volontären los und könnten drittens ihren Nachwuchs aus einem bunten Katalog frei auswählen und unverbindlich testen. Daß sie dafür auch ein paar ältere ReckInnen wie die Redaktionsleiterin Tornow durchfüttern müßten, wäre wahrlich ein geringer Preis.

Konkret 11/91, S. 38

Norbert Trenkle

Milch von toten Kühen

In KONKRET 2/91 haben die beiden Ökonomen Jörg Goldberg und Kürt Hübner in kontroversen Beiträgen versucht, die Frage zu beantworten, ob und inwieweit wir auf Kosten der Dritten Welt leben. Norbert Trenkle setzt diese Debatte mit einigen Überlegungen zum katastrophalen Ende der Ausbeutung der Dritten Welt und zu den Konsequenzen ihrer Abkoppelung vom Weltmarkt fort

Kaum eine Prognose hat sich so gründlich blamiert wie jene des englischen Sozialliberalen Hobson aus dem Jahre 1902: »Der größte Teil Westeuropas«, so zitiert ihn zustimmend Lenin in seiner Imperialismusschrift, »könnte das Aussehen und den Charakter annehmen, die einige Gegenden in Süd-England, an der Riviera sowie in den von Touristen am meisten besuchten und von den reichen Leuten bewohnten Teilen Italiens und der Schweiz bereits haben: ein Häuflein reicher Aristokraten, die Dividenden und Pensionen aus dem Fernen Osten beziehen, mit einer etwas größeren Gruppe von Angestellten und Händlern und einer noch größeren Gruppe von Dienstboten und Arbeitern im Transportgewerbe und in den letzten Stadien der Produktion leicht verderblicher Waren; die wichtigsten Industrien wären verschwunden, die Lebensmittel und Halbfabrikate für den Massenkonsum würden als Tribut aus Asien und Afrika kommen«. 90 Jahre später läßt sich schon aus dem krudesten empirischen Zahlenmaterial ablesen, daß die Entwicklung dieser Vorhersage nicht gefolgt ist.

Wenn über 2/3 des Weltsozialprodukts (so fragwürdig dieser Indikator auch sein mag) in den entwickelten Ländern des Nordens erzeugt werden und 80 Prozent des Welthandels zwischen den OECD-Ländern abgewickelt werden, läßt sich wohl nur schwerlich behaupten, der Reichtum der metropolitanen Zentren basiere unmittelbar auf der Ausbeutung der Arbeitskraft in den abhängigen Staaten des Südens. Die Entwicklung der vergangenen zehn Jahre verlief vielmehr geradezu in umgekehrter Richtung. Während sich das Weltmarktgeschehen auf immer weniger betriebswirtschaftlich »rentable« Standorte konzentrierte, wurden weite Regionen der industriell ohnehin nur fragmentarisch entwickelten Dritten Welt geradezu flächendeckend deindustrialisiert. Weil sie im gnadenlosen Wettlauf der Produktivitätssteigerung nicht mithalten konnten, wurden sie für die reale Akkumulation des Kapitals immer uninteressanter. Selbst Sektoren der industriellen Produktion, die in den sechziger und siebziger Jahren aufgrund des niedrigen Lohnniveaus massiv ausgelagert wurden, kehren mit der Möglichkeit ihrer Vollautomatisierung inzwischen wieder in die Metropolen zurück (beispielsweise im Textilsektor) oder konzentrieren sich auf wenige Standorte in Südostasien, wo auf dem Produktivitätsniveau des Weltmarkts produziert wird.

Das wachsende Elend in der Dritten Welt, so könnte man zynischerweise sagen, verdankt sich also nicht einem Zuviel, sondern eher einem Zuwenig an Ausbeutung. Einmal mehr entpuppt sich die Kapitalverwertung als ebenso blinder und rücksichtsloser wie widersprüchlicher Prozeß, der keiner bewußten Kontrolle unterliegt. Nachdem die ehemaligen Kolonien in den Nachkriegsjahrzehnten durch einen zähen, von harten politischen und militärischen Auseinandersetzungen begleiteten Prozeß zwangsweise als Nationalökonomien zu Bestandteilen des Weltmarkts gemacht worden sind, werden sie nun zunehmend wieder von diesem abgekoppelt. Diese Abkoppelung hat jedoch nichts mit dem gemein, was in der entwicklungspolitischen Diskussion der sechziger und siebziger Jahre unter dem Stichwort der »autozentrierten Entwicklung« figurierte. Viel eher könnte man von einer »negativen Weltmarktintegration« sprechen. Einerseits wurden die traditionellen subsistenzwirtschaftlichen Reproduktionsformen vernichtet, andererseits aber gleichzeitig die Ansätze zur Entwicklung eigener Binnenmärkte und Weltmarktproduktionen erbarmungslos durch das produktivere westliche Kapital niederkonkurriert. Das Herausfallen der Peripherieländer aus dem globalen Verwertungsprozeß ist vergleichbar mit dem Schicksal eines metropolitanen Sozialhilfeempfängers, der vom Standpunkt der betriebswirtschaftlichen Vernutzungslogik aus nicht mehr »funktionstüchtig« ist, aber deshalb noch lange nicht einfach »aussteigen« kann, sondern vielmehr sogar auf die Alimentierung durch eben jene kapitalistische Vergesellschaftung angewiesen ist, der diese Logik zugrundeliegt.

Läßt sich diese Alimentierung der »unbrauchbar« Gewordenen in den reicheren Ländern auf nationaler Ebene bisher noch notdürftig bewerkstelligen, so stößt dieses Unterfangen auf internationaler Ebene schnell an seine Grenzen. Zwar wäre es auf dem gegebenen Stand der stofflichen Produktivität ohne weiteres möglich, den ca. 1 Milliarde Menschen, die laut FAO derzeit Hunger leiden, eine ausreichende Ernährung (und nicht nur das) zu gewährleisten. Vom Standpunkt der Kapitalverwertung aus würde es sich dabei jedoch lediglich um das Durchfüttern »unnützer Esser« handeln und wäre deshalb karitativer Luxus, d.h. ein Abzug vom produzierten Mehrwert. Insofern liegt auch kein Widerspruch darin, daß der Supranationalität des einen Weltmarkts keine irgendwie geartete »Weltregierung« entspricht, sondern auf der politischen Ebene die nationale Parzellierung fortbesteht.

Die Verwertungslogik basiert darauf, daß die einzelnen Akteure beständig und auf allen Ebenen ihres Handelns Kosten externalisieren. Werden schon auf nationaler Ebene unter dem Gesichtspunkt der »betriebswirtschaftlichen Rentabilität« Folgelasten auf den Staat, die Natur oder die menschliche Gesundheit abgewälzt, so kann dies im internationalen Rahmen noch sehr viel ungehinderter praktiziert werden. Hinsichtlich seiner eigenen Reproduktion hat der Westen in den letzten

Jahren weniger davon profitiert, daß die Dritte Welt als billiger Rohstofflieferant zur Verfügung stand (dies natürlich auch), als vielmehr davon, daß die im Westen selbst produzierte strukturelle Arbeitslosigkeit dorthin »exportiert« werden konnte.

Im gleichen Maße, in dem besonders in den siebziger Jahren die Dritte Welt als Absatzmarkt für die Überschußproduktion des Westens herhalten mußte und dadurch die ohnehin nur rudimentär entwickelten einheimischen Industrien zerstört wurden, breitete sich dort Massenarbeitslosigkeit aus. Noch heute wirft die EG ihre Agrarüberschüsse mit rücksichtslosen Dumpingmethoden auf den Weltmarkt und raubt damit den von ihren landwirtschaftlichen Exporten abhängigen Ländern wie beispielsweise Argentinien ihre letzte Devisenquelle. Nun konnte jenes Ventil aber nur für einen relativ kurzen Zeitraum funktionieren, denn mit der einheimischen Produktion wurde natürlich auch die Basiskaufkraft ausgelöscht, die für den Kauf westlicher Importwaren nötig ist. Unweigerlich nahm so das Gewicht der Dritten Welt auch als Importeur ständig ab.

Hinzu kam aber noch ein Zweites. Der Boom, den viele Dritte-Welt-Länder, insbesondere die sogenannten »Schwellenländer«, in den siebziger Jahren erlebten, basierte bekanntermaßen im wesentlichen auf einem wachsenden Schuldenberg, der bald gigantische Ausmaße erreichte. Die betreffenden Kredite entstammten überschüssigem Geldkapital, das im Westen keine produktive Anlage fand und sich daher zu extrem günstigen Konditionen den armen Verwandten des Südens andiente. Über den internationalen Kreditmechanismus schufen sich die entwickelten kapitalistischen Nationen so ihr eigenes Konjunkturprogramm, das obendrein den riesigen Vorteil hatte, daß die Kosten, sprich Zinsen und Tilgungen, nicht von ihnen getragen werden mußten.

Dies war natürlich kein bewußt gesteuerter Prozeß, sondern er vermittelte sich über die blinden Marktmechanismen hinter dem Rücken der Akteure. Dennoch ist es geradezu erstaunlich, mit welcher Präzision auch in diesem Fall die Externalisierung seiner Kosten zunächst funktionierte. Es kann, nebenbei bemerkt, vor diesem Hintergrund wohl als eindeutiges Signal der bevorstehenden Krise im Westen gewertet werden, wenn es in den achtziger Jahren vor allem dessen eigene interne Verschuldung war, die den geradezu hysterischen Konsum- und Spekulationsboom finanzierte.

Dem Prinzip nach ist der Kredit nichts anderes als der Vorschuß auf eine in späteren Perioden zu erwirtschaftende Wertsumme. Für den Kreditgeber ist das Geld, das er verleiht, nichts anderes als Kapital, von dem er gemäß der herrschenden Logik erwartet, daß es sich gefälligst verwertet, also vermehrt. Da der einzelne Verleiher dabei einen rein partikularen Standpunkt einnimmt, ist es ihm allerdings völlig gleichgültig, aus welcher Quelle die Zinsen stammen, die sein Vermögen vergrößern. Ob es sich dabei um Erlöse aus dem Absatz von Waren handelt, mit deren Produktion der betreffende Kredit womöglich in keinem Zusammenhang steht, ob es staatlich abgeschöpfte Steuergelder sind oder ob sie gar aus einem anderen Kredit stammen, den der Schuldner bei einem zweiten Krediteur aufgenommen hat – dies ist dem Geldkapitalbesitzer Jacke wie Hose.

Vom Standpunkt des Gesamtprozesses der Kapitalverwertung jedoch (ein Standpunkt, der nur im theoretischen Zugriff eingenommen werden kann) ist dies keinesfalls egal. Von hier aus betrachtet, kann ein Kredit nämlich nur dann »richtig« zurückgezahlt und verzinst werden, wenn er für einen realen Verwertungsprozeß verausgabt wird. Mit anderen Worten, das geliehene Kapital muß »wertproduktiv«, also in Maschinen und Fabriken investiert werden. Zinsen wie Tilgungen müssen aus den Erlösen der dort produzierten Waren stammen.

Doch unter der Maßgabe hoher Produktivität und Kapitalintensität war ein solcher Weg für die Dritte Welt nicht mehr gangbar. Was in den siebziger Jahren noch möglich schien, daß nämlich die Peripherieländer sich mittels Krediten auf das erforderliche Weltniveau hinaufhieven und aus dieser Position dann ihre Schulden begleichen könnten, diese Vorstellung hat sich längst an der Realität blamiert. Und zwar nicht nur deshalb, weil die seinerzeit aufgenommenen Kredite ohnehin von Anfang an weniger in den produktiven Sektor als vielmehr in den Konsum der Staatsapparate (vor allem Rüstung) sowie der städtischen Ober- und Mittelschichten geflossen sind. Selbst dort, wo in den Auf- und Ausbau der Infrastruktur investiert und versucht wurde, eine auf den Export ausgerichtete Industrie aufzubauen, gelang es nur in den seltensten Fällen, im globalen Produktivitätswettlauf mitzuhalten. Selbst in »klassischen« Industriezweigen wie der Stahlindustrie hinken die Betriebe in der Dritten Welt heute weiter hinterher als noch vor zehn Jahren: »Sie sind nicht auf der Höhe des technischen Fortschritts geblieben und produzieren heute trotz billiger Arbeitskräfte zu teuer«, konstatierte Robert Miller von der International Finance Corporation (IFC), einer Tochter der Weltbank (»Handelsblatt«, 22.6.91).

Die Regionen und Länder, auf die dieses Urteil nicht zutrifft, lassen sich an einer Hand abzählen. Es sind vor allem die südostasiatischen sogenannten »vier kleinen Tiger« (Südkorea, Taiwan, Singapur und Hongkong). Der relative »Erfolg« dieser Länder ist allerdings selbst wieder zu einem enormen Problem für den Westen geworden. Er basiert nämlich auf einer gigantischen Exportoffensive, vor allem im Konsumgüterbereich, in Richtung USA und EG. Seit Jahren weist die Handelsbilanz der USA mit dem Fernen Osten ein deutliches Minus auf, und dies konnte nicht ohne Konsequenzen für die US-Ökonomie bleiben. Wenn die USA inzwischen nicht einmal mehr eigene Farbfernseher herstellen und insgesamt gerade noch 20 Prozent der Beschäftigten im primären und sekundären Sektor arbeiten, dann sind dies eindeutige Indizien dafür, daß der Prozeß der Deindustrialisierung das »reichste Land der Welt« längst erfaßt hat. Nur die enorme Verschuldung auf allen Ebenen (Staat, Unternehmen, Private), die sich inzwischen auf rund 12 Billionen (!) Dollar kumuliert hat, überdeckt

noch notdürftig die schwelende strukturelle Krise. Es ist nur ihrem Status als Noch-Weltmacht zu verdanken, daß die USA nicht der Zwangsverwaltung durch den IWF unterworfen werden können.

Man kann sich also ausmalen, welche Konsequenzen ein Weltmarkterfolg all jener Länder hätte, die heute als »Problemschuldner« in den Büchern der Banken geführt werden. Würden sie ihre Schulden einschließlich der anfallenden Verzinsung wirklich zurückzahlen, indem sie den entsprechenden Gegenwert an Waren in den Westen exportieren, dann maßten dessen Märkte unter der Last des Überangebots zusammenbrechen. Was in den siebziger Jahren wie ein riesiges Konjunkturprogramm für den Westen wirkte: der schuldenfinanzierte Export in die Länder der Dritten Welt, würde mit doppelter Wucht zurückschlagen.

Es ist daher für den Westen geradezu ein Glück, daß es den allermeisten Schuldnerländern der Dritten Welt eben nicht gelungen ist, eine konkurrenzfähige Weltmarktproduktion hochzuziehen. Was jetzt und in den vergangenen zehn Jahren an Werttransfer in die Metropolen stattgefunden hat, ist im wesentlichen einem Verzehr der Substanz geschuldet. Die Bevölkerung wird systematisch ausgehungert (natürlich immer unter dem Vorzeichen einer angeblichen, jedoch nie gelingenden »Sanierung« der Wirtschaft), die Naturressourcen erbarmungslos geplündert und die Infrastruktur sowie die prekäre industrielle Basis ausgezehrt. Dennoch können auf diese Weise noch nicht einmal die fälligen Zinsen zurückgezahlt werden. Brasilien zum Beispiel hatte aufgrund der Substanzverschleuderung in den vergangenen Jahren eine positive Handelsbilanz von jährlich ca. 10 Mrd. Dollar, dennoch ist sein Schuldenberg kontinuierlich auf inzwischen 120 Mrd. Dollar angewachsen, während gleichzeitig enorme Zinsrückstände von mittlerweile über 8 Mrd. Dollar aufgelaufen sind. Mit anderen Worten: Die Erlöse aus dem Exportüberschuß reichen noch nicht einmal aus, um die laufenden Schuldzinsen zu begleichen, von einer Tilgung ganz zu schweigen. Während aber auf der einen Seite die Banken sich darüber beklagen, die (inzwischen zurückgetretene) Wirtschaftsministerin Zelia Cardozo und ihre »arrogante junge Garde« habe in den Schuldenverhandlungen »die Spielregeln des internationalen Wirtschaftssystems mit Füßen getreten« (»Handelsblatt«, 13.5.91), drohen die USA ihrer negativen Handelsbilanz wegen andererseits damit, Brasilien wieder in die »schwarze Liste« derjenigen Länder aufzunehmen, die mit Handelssanktionen zu rechnen haben. Dieses Beispiel spiegelt den allgemeinen Trend. Trotz seit 1984 anhaltenden Netto-Kapitalexports und trotz sogenannter Schuldenerlasse addieren sich die Schulden der Dritten Welt mittlerweile auf rund 1,3 Billionen Dollar.

Daß die systematische Auszehrung der Schuldnerländer mit einem klassischen kapitalistischen Vernutzungsprozeß wenig zu tun hat, dürfte auf der Hand liegen. Bei aller Rücksichtslosigkeit gegenüber der lebendigen Arbeitskraft und den Naturgrundlagen müßte ihre auf Dauer ausgerichtete Verwertung doch immer darauf bedacht sein, die eigene Basis zumindest in einem unmittelbar betriebswirtschaftlichen Sinne zu erhalten. Wenn die Kuh gemolken werden soll, darf sie weder geschlachtet noch dem Verhungern preisgegeben werden. Vielmehr könnte es sich sogar rentieren, ihr einen modernen und hygienischen Stall zu errichten und sie mit Kraftfutter zu versorgen, um auf diese Weise einen höheren Milchausstoß zu erzielen.

Was aber in den vergangenen Jahren in den allermeisten Ländern der Dritten Welt stattgefunden hat, kann nur als totaler Raubbau bezeichnet werden. Die Schuldenbedienung auf Biegen und Brechen zerstört die Grundlage der Kapitalverwertung selbst. Was in irgendeiner Art zu Geld gemacht werden kann, wird auf den Märkten des Westens verscherbelt, und sei es die eigene Infrastruktur. Die Gläubiger feilschen um die Konkursmasse, während die Konkursverwalter nur deshalb in demokratischen Wahlen bestimmt werden, weil sich für die Militärs in den Bankrottländern das Putschen nicht mehr lohnt. Schon ein flüchtiger Blick auf die Personnage, die im Verlauf dieses Prozesses in die Regierungsämter gespült wurde, genügt, um sich das ganze Ausmaß der Krise zu vergegenwärtigen, die selbstverständlich auch die politische Sphäre nicht verschont hat. Ob der aufgeblasene Yuppie-Verschnitt Collor de Mello in Brasilien, der in das Kokainkartell verstrickte Möchtegern-Volksheld Carlos Menem in Argentinien oder der vom Sozialisten zum Supermarktwirtschaftler bekehrte ghanaische Fliegerleutnant Jerry Rawlings – in der Pose des Wirtschaftswunder-Demiurgen wirken sie alle wie Karikaturen in der dritten Potenz.

Ein zweiter flüchtiger Blick auf die Wirtschaftsstatistik räumt mit jedem weiteren Zweifel auf, die ausgepowerten Schuldnerländer könnten »es« vielleicht doch noch einmal schaffen. Mit jeder neuen Drehung an der »Sanierungs«schraube versinken sie nur umso tiefer im Elend. Der »Erfolg« der jüngsten »wirtschaftlichen Reformen« in Peru, eine auf 5,8 Prozent gedrückte Inflationsrate im April, hat nur den kleinen Schönheitsfehler, daß inzwischen mindestens 12 statt 7 Millionen Peruaner hungern müssen. In Zaire lautet der abendliche Gruß: »Hast du heute schon gegessen?«, was nicht selten verneint wird. Und in Ghana, das als »Musterschüler« des IWF gilt und das dessen Auflagen seit nun immerhin schon acht Jahren so rigoros befolgt wie kaum ein anderes Land der Welt, reicht der tägliche Mindestlohn gerade für einen Laib Brot oder vier Eier. Die Exporteinnahmen stammen weiterhin im wesentlichen aus dem Verkauf von Kakao und Gold sowie Regenwaldhölzern. Für den Aufbau einer Industriestruktur gibt es keine Anzeichen.

Vor allem Afrika, aber auch große Regionen Asiens und Lateinamerikas sind vom Standpunkt des Weltmarktes aus im wahrsten Sinn des Wortes längst abgeschrieben. Ihre Substanz ist verzehrt, hier gibt es nichts mehr zu holen, einige Rohstoffenklaven ausgenommen. Afrika erscheint in den Schlagzeilen der Presse ohnehin nur dann, wenn die

Hungerkatastrophe wieder einmal einen Höhepunkt erreicht hat oder wenn sich die Ereignisse in einem der zahlreichen Bürgerkriege zuspitzen. Hinter der Kulisse einer sehr sporadischen karitativen Betriebsamkeit, die im übrigen unter dem Eindruck des Ostblock-Zusammenbruchs zunehmend leidet, greifen Hungersnöte und Seuchen um sich.

Wenn die kapitalistische Produktionsweise ganze Kontinente dem stummen Genozid und dem Zerfall überläßt, statt deren Populationen in ihren regulären Verwertungsprozeß integrieren zu können, wenn sie also dem nicht mehr nachkommt, was man zynischerweise ihren »historischen Beruf« nennen könnte, dann spricht dies dafür, daß der von ihr konstituierte Weltzusammenhang in eine Krisenepoche eingetreten ist. Diese Krise wird auch die bisherige kapitalistische Normalität in den Metropolen nicht unberührt lassen. Zum einen ist die Schuldenkrise der Dritten Welt auch aus der Sicht der Gläubigerbanken keinesfalls gelöst. Denn obwohl sie einige Rücklagen für die »kritischsten Kandidaten« gebildet haben, würde ein endgültiger Forderungsausfall immer noch als gefährlicher Verlust zu Buche schlagen. Das käme gerade zum jetzigen Zeitpunkt, in dem das ganze Bankensystem bedenklich zu wackeln beginnt (Pleite- und Fusionswelle vor allem in den USA, aber auch in Japan und Frankreich etc.), äußerst ungelegen.

Die Schuldenkrise der Dritten Welt ist ein keineswegs unbedeutender Bestandteil des in den 70er und 80er Jahren aufgehäuften Bergs ungedeckter Forderungen, der jetzt immer stärker ins Rutschen gerät. Daher auch die fortdauernden Bemühungen, die Lawine der Forderungsausfälle durch eine Hinhaltetaktik in »Schuldenverhandlungen« zurückzudämmen (mit allerdings schwindendem Erfolg: die Zinsrückstände betrugen im April dieses Jahres rund 27 Mrd. Dollar).

Wesentlich gravierender ist aber, daß mit dem Zusammenbruch der Dritten Welt (und des Ostblocks) dem Westen die Wege zu einer weiteren Externalisierung von Unternehmenspleiten und Arbeitslosigkeit versperrt sind. Konsequenterweise verschärft sich die regionale Konkurrenz innerhalb des OECD-Raums, während im gleichen Maße Phänomene, die bisher den armen Süden charakterisierten, sich auch im metropolitanen Alltag verbreiten. Nicht nur schreitet die Verelendung immer größerer sozialer Segmente fort, sondern ganze Regionen driften langsam aber deutlich ins Aus. Weite Landstriche der USA müßten inzwischen vom Lebensniveau her südlich des Rio Grande angesiedelt sein. Aber auch im zukünftigen EG-Binnenmarkt werden sich die regionalen Disparitäten entgegen allen Absichtserklärungen mit Sicherheit verstärken statt abschwächen, und die Rufe nach territorialer Separierung werden nicht lange auf sich warten lassen.

Der größte Teil Westeuropas könnte dann, in Umkehrung dessen, was Hobson vorherzusehen glaubte, zunehmend das Aussehen und den Charakter annehmen, die einige Gegenden Nord-Englands und Süd-Italiens jetzt bereits haben. Nicht flanierende Rentiers würden dann das Straßenbild prägen, sondern Bettler, Drogenhandel und die Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Jugendgangs und Mafiabanden. Die Abkoppelung des größten Teils der Südhalbkugel vom Weltmarkt war nicht das letzte Wort der Verwertungslogik, sondern nur der grausame Auftakt für die bevorstehende globale Krisenepoche.

Konkret 11/91, S. 42

Matthias Küntzel

Bravo, George!

Die allseits bejubelte Abrüstungsofferte des amerikanischen Präsidenten befördert deutsche Nuklearoptionen

Die Welt feiert ihren Präsidenten, und _ sie staunt: Der Abrüstungswettlauf hat _ begonnen. Keine Alpträume mehr wegen des Overkills! Der »nukleare Holocaust« beseitigt, die Szenarien des Dr. Strangelove widerlegt! Stattdessen: Macht kaputt, was Euch kaputt macht. Wer verschrottet mehr? Wer killt die Bombe schneller? Aber wenn sich auch alle freuen – am glücklichsten sind wieder mal die Deutschen. »Niemand«, weiß Genscher, »werde die Entscheidung so empfinden, wie die Deutschen, die in besonderer Weise unter der Stationierung von nuklearer Artilleriemunition gelitten hätten.« Engholm, Waigel, Knapp und der Kanzler zeigen sich übereinstimmend gerührt: »Dafür sage ich dem Präsidenten im Namen aller Deutschen herzlichen Dank!« In der Tat war die Bush-Erklärung nicht zuletzt »ein Zugeständnis« (Theo Sommer) an die Bundesregierung, welches erst nach jahrelangem Schlagabtausch hatte errungen werden können. Die bilateralen Konsultationen waren maßgeblich genug, um in der anschließenden gemeinsamen Erklärung von Baker und Genscher als das »life blood of the NATO Alliance« hervorgehoben zu werden. Ganz ohne Blut geht es also doch nicht ab – Grund genug, auf die deutschen Sonderinteressen zurückzukommen.

Zunächst aber einige Anmerkungen zum Inhalt dessen, was als Entscheidung historischen Ausmaßes mit dem allergrößten Aplomb ins Wohnzimmer gekabelt wurde. Als geradezu richtungsweisend stellt sich zunächst das Ausmaß der Abrüstung in fiskalischer Hinsicht dar: Dank der Bush-Maßnahmen werden im kommenden Rüstungsetat an die 500 Millionen Dollar eingespart! Das sind bei dem diesjährigen US-Rüstungsbudget in Höhe von 290 Milliarden Dollar immerhin fast 0,2 Prozent. Und selbstverständlich lassen wir uns die Freude über die Aufhebung der Alarmbereitschaft amerikanischer Atombomber auch nicht durch eine Mitteilung vermiesen, derzufolge die auf Moskau gerichteten Interkontinental- und seegestützten Raketen (etwa 95 Prozent des Langstreckenpotentials) in Alarmstufe I verbleiben.

Die größte Hochachtung wurde Bush jedoch wegen der beispiellosen Kühnheit seines Vorgehens – einseitig, ohne Vorbedingungen, ohne Verhandlungen – gezollt. Daß dort, wo Macht einseitig verschwindet, ein zweiseitiger Abzug von Waffen gar nicht mehr möglich ist, geriet darüber glatt in Vergessenheit. Über den Abzug von Lance-Raketen aus der Bundesrepublik hätten die USA mit sich alleine verhandeln müssen. Ganz zu schweigen von den überalterten Atomgranaten, die seit Jahr und Tag tausendfach und »einseitig« das Territorium der BRD wieder verlassen, ohne daß CNN davon auch nur weiß.

Schon das Getöse sollte also mißtrauisch stimmen. Und in der Tat: Daß der einseitige Abbau kurzer Reichweiten ein nur taktischer Rückzieher ist, um die Nuklearoptionen der Zukunft mit größeren Reichweiten politisch abzusichern, wird in amerikanischen Kommentaren als das eigentliche Meisterstück der Bush-Diplomatie herausgestellt. Man habe damit, erkannte die »International Herald Tribune«

»den Regierenden in Deutschland und anderen NATO-Staaten politisch bei dem Versuch zuhilfe kommen wollen, trotz des Dahinschwindens sowjetischer Arsenale eine westliche nukleare Abschreckung zu erhalten.« Auch die britische Regierung gehe davon aus, daß der Trick funktioniert: »Die Erleichterung der Öffentlichkeit über die Bush-Maßnahmen werde jede Diskussion über die luftgestützten Atomraketen vom Tisch fegen, die die westlichen Regierungen als mögliche Zukunftsoption für die europäische Verteidigung zu erhalten suchen.«

Die Rede bzw. Nichtrede gilt der sogenannten TASM-Rakete. Tornado-gestützt erreicht sie Moskau, Tripolis oder Teheran. Ramstein in Rheinland-Pfalz ist Nato-intern als wichtigster Stationierungsort bereits ausgewählt. Seit 1988 ist dort der Bau von spezialgehärteten Bunkern im Gang. Daß die Wahl gerade auf Ramstein fiel, sei »völlig logisch«, so ein Nato-Diplomat. Warum? Weil keine Macht dieser Welt verbissener für die TASM kämpft als Deutschland. Zurück also zum deutschen Kalkül.

Mit zwei Forderungen hatte die Bundesregierung den USA seit dem Abbau von Cruises Missiles und Pershing II in den Ohren gelegen: Der Abzug der nuklearen »Selbstmordwaffen« kurzer Reichweite war die von Dregger bis Lippelt parteiübergreifend formulierte Forderung Nr. 1. Bonn hatte sie Nato-intern mit harten Bandagen durchgekämpft und deshalb u.a. das Bündnis 1989 in seine bis dahin größte Krise gestürzt. Das Motiv der damals von Thatcher und Bush artikulierten Vorbehalte liegt auf der Hand. Die Stationierung von Atomwaffen kurzer Reichweite korrespondierte mit einer von Henry Kissinger kolportierten Beobachtung, derzufolge »man im Bonner Verteidigungsministerium keine größere Sorge zu kennen scheine als die, wie man die Amerikaner in den Krieg hineinzwingen könne.« Mit der Errichtung »selbstabschreckender« Waffensysteme auf dem Territorium der BRD sollte nicht nur die Sowjetunion ferngehalten, sondern zugleich auch das Mütchen gewisser Hardthöhe-Strategen gekühlt werden. Entsprechend jammervoll das deutschnationale Opfer-Lamento gegen die nukes, »die die Existenz unseres Volkes bedrohen« – ein Lamento, daß Nato-intern nur noch übertönt wurde von der Forderung Nr. 2: Her mit neuen Atomwaffen, die bis nach Moskau reichen! Alfred Dregger etwa – ein wegen seiner Kritik an den Kurzstreckenwaffen zeitweilig gerne zitierter Bündnispartner der

Friedensbewegung und Autor der »Blätter für deutsche und internationale Politik« – reiste 1988 im Auftrag der Bundesregierung in die USA, um als Ersatz für die den Deutschen so brutal entrissenen Pershing II-Raketen die schnellstmögliche Lieferung von TASM-Raketen einzuklagen.

Mit seinem Befehl, alle Atomwaffen kurzer Reichweite aus deutschen Landen abzuziehen, hat sich der amerikanische Präsident schließlich »ins Unvermeidliche gefügt« (Theo Sommer) und damit der Mitterand-Diplomatie ebenso einen Hieb verpaßt, wie der Kohl-Diplomatie einen Triumph. Denn auch in diesem Punkt gibt es heute keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche: nun müsse auch Frankreich dem Vorgehen der USA folgen und seine Hades-Raketen schleunigst abbauen. Zweifellos zielen diese Waffen in erster Linie gegen Deutschland und auf Deutsche – als Demonstration französischer Stärke und Warnung vor erneuertem Übermut. Nicht zufällig wurde im Juli 1990, als die französische Regierung den Produktionsauftrag für die Hades erteilte, an die Niederlage von 1940 und an das Vichy-Regime erinnert und betont, daß Frankreich gerade gegenüber einem wiedervereinigten Deutschland alle seine Stärken zu mobilisieren habe. Man braucht also wahrhaftig kein Anhänger der Force de Frappe zu sein, um zu erkennen, daß es auf die Freiheit deutscher Kriegsoptionen abgesehen hat, wer die Hades verurteilt, die TASM aber ignoriert.

So bleibt die Frage, was die Amerikaner und Briten dazu bewegt, die neuen Atomraketen vom Typ TASM der Bundeswehr überhaupt anzudienen. Die Antwort darauf ist seit Einführung der nuklearen Teilhabe stets die Gleiche: durch atomares Entgegenkommen und Anbindung an das strategische Potential der USA den deutschen Alleingang zu verhindern. Die Weitergabe der TASM nach dem Zweischlüssel-System gilt den einen als ein Beitrag zur Verhinderung und den anderen als ein Teilschritt zur Beförderung deutscher Nuklearoptionen. Zu Beginn dieses Jahres wurde selbst vom Kreml die Erhaltung einer verkleinerten taktischen Nato-Abschreckungskapazität in Westeuropa befürwortet, »um«, so Außenminister Schewardnadse, »keinen Anlaß für die Entwicklung deutscher Atomwaffen zu liefern«. Doch wie soll eine Politik atomaren Appeasements gegenüber Deutschland funktionieren? Die Nukleargeschichte der Bundesrepublik belegt, daß die Ausweitung der nuklearen Teilhabe für die hiesige Elite kein Magenschließer, sondern stets nur Appetizer war. Daß ab 1995 deutsche Tornado-Piloten an Atomraketen ausgebildet werden sollen, über die sie im Krisen- oder Kriegsfall de facto allein verfügen würden – diese Vorstellung sollte selbst Schewardnadse einen Schauer über den Rücken jagen.

Doch das Ausland schweigt, und so beginnen sich auch die deutschen Glucksmanns zu regen. Nicht zufällig hatte 1987 Udo Knapp den von Thomas Ebermann in der grünen Bundestagsfraktion vorgelegten Vorschlag, auf deutsche Atomwaffen per Verfassungszusatz zu verzichten, wütend attackiert. In einem »TAZ«-Kommentar hat er kürzlich nun nicht mehr nur seine »ungeteilte Freude« über die Bush-Offerten zum Ausdruck gebracht, sondern zugleich eine »minimale Abschreckung« für unverzichtbar erklärt. Wer Atomwaffen befürwortet, wird jedoch früher oder später auch darüber verfügen wollen. Und siehe da: Notwendig sei – so Knapp – »eine gemeinsame Verfügung der USA, des Vereinigten Europas und vielleicht der erneuerten Sowjetunion... über die noch unverzichtbare atomare Abschreckung« – aus Gründen der Abrüstung, versteht sich. Ein Abrüstungswettlauf der besonderen Art: Auch Dr. Seltsam lernt, die Bombe zu lieben.

Konkret 11/91, S. 44

Jan Philipp Reemtsma

Deutsche Linke '91

Sozialpsychologische Gedanken zur Architektur einer Ruine – (Vortrag zuerst gehalten am 1. September 1991 im Frankfurter Literaturhaus)

»Sie hatten die Spargel geopfert und da, wo sie standen, ein etruskisches Grab gebaut, das heißt ein Viereck aus schwarzem Gips, das sechs Fuß hoch war und aussah wie eine Hundehütte.«
Flaubert, Bouvard & Pécuchet

Lassen Sie mich zunächst zu drei Wörtern des Titels und des Untertitels etwas sagen: »Deutsche«, »Linke« und »sozialpsychologisch«. Diese drei Wörter markieren drei Prämissen, die in den Text eingehen. Ich kann diese Prämissen hier nur angeben und kurz erläutern, wirklich rechtfertigen kann ich sie aus Zeitgründen nicht.

1. Ich sage *»deutsche* Linke«, und meine doch »westdeutsche« Linke. Ich denke zwar, daß es nicht ganz falsch ist, auf dieser Ungenauigkeit zu beharren, bitte Sie aber dennoch, es einfach so zu verstehen: Sagte ich »westdeutsche Linke« im Titel, hätte ich die Anschlußfrage zu gewärtigen: und wie ist es mit der ostdeutschen? Und das möchte ich vermeiden.

2. »Linke«: Ich verwende diese Kennzeichnung hier nicht normativ. Ich möchte »die Linke« jene Anzahl von Menschen nennen, die sich selbst »links« nennen. Will man diese Pluralität beschreiben, so wird das am besten anhand eines Signalsystems geschehen, an dem ihre Teilnehmer sich – d.h. den Anspruch, dazuzugehören – erkannten. Wahrscheinlich wird man dieses System gar nicht so sehr anhand positiver Signale beschreiben können, denn faktisch gab es ja nicht so sehr viel, über das sich Angehörige der Linken problemlos hätten verständigen können (wenn Sie an das ganze Spektrum denken von Teilen der SPD bis zur RAF), sondern weit eher durch das, was nicht gesagt wurde (das Signalsystem als ein Ausschließungsmechanismus) oder durch die Erwartbarkeit bestimmter Präferenzen (das Signalsystem als eine Art Sympathieverteilung). Z.B. war die Haltung zum Nationalsozialismus eindeutig negativ, aber nicht aufgrund einer gemeinsamen Analyse, sondern aufgrund bestimmter gemeinsamer Tabus, die von vornherein klar erscheinen ließen, was man zum sogenannten »Historikerstreit« zu sagen hatte. Daß es sich hier nicht um ein Urteilen aus vorhergegangener politischer oder historischer Analyse handelte, sondern um ein Tabu, wird deutlich aus der beliebten Formulierung, man dürfe »Auschwitz nicht vergleichen«. Diese Formulierung ist an sich ganz unsinnig, denn um sagen zu können, daß es sich bei den zivilen Massenmorden der Deutschen um eine historische Singularität handelt, muß ich sie zuvor verglichen haben. Der Satz »Du sollst nicht vergleichen« (auf englisch nicht »You are not supposed to compare«, sondern »Thou shalt not compare!«) ist nichts weiter als ein Denkverbot.

Zwar will ich nicht leugnen, daß ein solches Tabu in der politischen Auseinandersetzung um den Nationalsozialismus auch einen einsehbaren Sinn hatte.1 Gleichwohl steckt in ihm – und zwar an politisch zentraler Stelle – ein Stück Aufklärungsverweigerung. Ich denke, daß *dieses* Tabu (auf der Ebene dieses Signalsystems) die Linke wesentlich gestiftet hat. Dafür nur ein Indiz: Als der berüchtigte Enzensberger-Aufsatz vom »Spiegel« mit der Gleichung »Saddam= Hitler« ausgelobt wurde, wurde damit ein analytisch schwacher Artikel zum großen Tabubruch stilisiert. So wurde er auch rezipiert. Aber um ihn so zu rezipieren, mußte sein Verfasser zum Enzensberger des frühen »Kursbuch« umdesigned werden, denn ohne den Skandal, daß ein »Linker« so etwas gesagt hatte, wäre es ja keiner gewesen.

Aber wie dem auch sei – die Ausschließungen funktionierten auch auf weniger spektakulärem Niveau. Die Zeitung A las man nicht »wegen« irgendwas, sondern nur so, die Zeitung B brauchte eine Begründung. Sie kennen so etwas alle. Nun will ich nicht darauf hinweisen, daß derlei ein wenig dümmlich sei. Das ist es natürlich, aber es scheint sowas zum menschlichen Leben zu gehören, und ich habe die identitäts- und sinnstiftende Funktion der »FAZ«-Kommentare auf der ersten Seite bei Managern mehr als einmal beobachten können. Nur: Dort ist der Sinn einzusehen. Dort ist eine Gruppe, die solche Sinnstiftung dringend nötig hat. Die »Linke« aber ist/war keine Gruppe, und ihre Zusammengehörigkeitssignale gaben ihr auch keinerlei wirkliche Identität. Denn weder Tabus wie das erwähnte noch andere Ausschließungsmechanismen, noch eine bestimmte Menge von Präferenzen (nach dem Muster: »im Zweifelsfall...« – selbst wenn ich Anhänger der Sozialfaschismustheorie bin, rede ich »im Zweifelsfall« lieber mit Peter Glotz als mit Heiner Geißler) machen ja eine Gruppe aus – können aber natürlich suggerieren, eine zu sein. – Ich breche hier ab und füge nur noch hinzu: 1991 funktionierte das Signalsystem nicht mehr. Während des zweiten Golfkriegs wußte die Linke nicht mehr, was die Linke tat, bzw. was ein vordem links Gewähnter im nächsten Augenblick sagen würde. Einen »alte Freundschaften zerfetzenden Streit« hat Lothar Baier das in der »Zeit« Nr. 30/91 genannt, und was er da »Freundschaft« nannte, waren die »linken« Bindungskräfte. Worin haben sie bestanden?

Bevor ich versuche, darauf zu antworten, zum Drittens. Sozialpsychologie ist allerlei und kann noch mehr sein. Von Seiten ihrer Methodologie hat sie sich mit einem Problem zu beschäftigen, das unsere Alltagssprache uns aufgibt: daß wir über Menschengruppen reden, als handelte es sich um ein Individuum. Manchmal ist das bloße Abkürzung, etwa wenn es um

eine politische Entscheidung geht, die nicht nur ein Land in Mitleidenschaft zieht (»Deutschland hat den Krieg erkärt«), manchmal ist es das, was wir »Vorurteil« nennen (»Der Italiener ist kinderlieb«). Während aber Vorurteilsforschung darauf gerichtet ist, zu zeigen, wann wir (und warum wir) zu unrecht über Kollektive reden, als wären sie Individuen, kann es der Sozialpsychologie *auch* darum gehen, solchen Sprachgebrauch zu rechtfertigen. Das klassische Beispiel ist Freuds »Massenpsychologie und Ich-Analyse«: Es kann Fälle geben, in denen sich ein Kollektiv *tatsächlich* verhält wie ein Individuum.

Es geht hier um den Unterschied von gleichförmigem Benehmen (das Kopf wenden der Zuschauer beim Tennis) und einer Masse (die sich »wie ein Mann« erhebt und etwa den Schiedsrichter lyncht). Aber es wäre zu fragen, ob nur im Falle von Massenbildungen im Freudschen Sinne von Kollektiven geredet werden darf, als wären sie Individuen. Das Reden von einem »kollektiven Unbewußten« nennt der eben zitierte Lothar Baier »Küchenpsychologie« (wär's das nur – ich wünschte mir eine einzige Wissenschaft, in der es eine so klare Beschreibungssprache gäbe wie in der Kochkunst). Nun, man kann mit einem solchen Begriff ebenso viel Unfug anstellen wie mit anderen auch, sicherlich; zudem trägt er seine Herkunft aus Jungschem Kontext mit sich. Ich ziehe es daher vor, von »sozialem Unbewußten« zu sprechen. Die Rechtfertigung solchen Sprechens muß ich hier schuldig bleiben, obwohl ich denke, daß man sie geben kann und daß sie für einen, der sein eigenes theoretisches Herkommen u.a. auf Freud zurückführt, selbstverständlich sein müßte: Die Instanz »Über-Ich« ist eine Repräsentanz des sozialen Unbewußten im Individuum.

Schließlich: »'91«. Mit dieser Zahl bin ich beim Thema. Die Zahl spielt zwar auf den 2. Golfkrieg an, aber weder der noch die Reaktionen auf ihn sind mein eigentliches Thema. Er ist nur Anlaß für einige Beobachtungen, die in eine sozialpsychologische Spekulation hineinführen, an der teilzunehmen ich Sie einlade. Die Beobachtungen haben Sie alle gemacht, Sie wissen, wovon ich spreche. Zwar hat, noch einmal, Lothar Baier recht, wenn er betont, daß heftige Reaktionen auf den 2. Golfkrieg keine deutsche Spezialität gewesen sind – als ein besonderes, möglicherweise weltpolitisch neuartiges Problem oder Problembündel wurde er in den USA, in Großbritannien, in Frankreich angesehen. Aber der genannte »erbitterte, alte Freundschaften zerfetzende Streit« ist eine deutsche Spezialität gewesen. Er hat, so schien es, bewirkt, was andere, direkter erfahrbare Krisen nicht bewirken konnten, er hat eine Reihe von Selbstverständlichkeiten, die bisher, bei allem sonstigen Dissens, den (ich wähle das bequeme Wort) Diskurs »der Linken« bestimmt haben, aufgelöst oder zerstört. Das Gesprächsklima war in den Tagen vor und nach dem Beginn der alliierten Bombenangriffe bis zum Ende des Bodenkrieges wie ein Zustand permanenter Wachsamkeit. Es tat der Nachbar, was man im Leben nicht für möglich gehalten hätte: Er war auf einmal für Biermann oder Enzensberger oder gar Pohrt, und umgekehrt: Er verglich solche Haltungen mit der Zustimmung zu den Kriegskrediten 1914. Die Vertreter der jeweiligen Haltungen hielten einander gegenseitig vor, einen linken Minimalkonsens aufgekündigt zu haben, und behaupteten, der jeweils andere gehöre nunmehr zur Mehrheit, man selbst bleibe der Minderheitenposition treu.

Tatsache ist, daß der 2. Golfkrieg eine eminente Herausforderung an die politische *Urteilskraft* »der Linken« bzw. jedes Einzelnen darstellte und daß nur Wenige dieser Herausforderung einigermaßen gerecht geworden sind. Als Individuen – ob »als Linke«, möchte ich bezweifeln. Warum hat der Golfkrieg die Linke so außerordentlich überfordert? Nun, ich denke, daß nicht er es gewesen ist, er hat allenfalls als Katalysator gewirkt. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen: Er hat auf die (west)deutsche Nachkriegslinke so gewirkt wie das Theaterstück auf Hamlets Oheim, bzw. der Anblick des gefesselten Dieners auf den ägyptischen König in der Erzählung bei Herodot. Er war eine symbolische Überforderung. Das eigentliche Ereignis lag ein Jahr zurück, es war die faktische Vereinigung der beiden Nachfolgestaaten des nationalsozialistischen Deutschen Reiches zu einer vergrößerten Bundesrepublik Deutschland. Der zweite Golfkrieg hat mit diesem Ereignis verbundene Gefühle symbolisch thematisiert und die Träger dieser Gefühle dazu gebracht, sie auf bizarre Weise auszuagieren.

Ich muß jetzt, um den Gefühlshaushalt der (west)deutschen Linken zu beschreiben, sehr weit ausholen und darum aus Zeitgründen eine Darstellungsform wählen, die unangemessen deduktiv und gleichzeitig kursorisch wirkt. Aber es hilft nichts. Sie werden mir abnehmen, daß ich weiß, daß die Wirklichkeit meist ein wenig komplizierter ist als die Modelle, die wir von ihr entwerfen. Allerdings auch nicht so viel komplizierter, wie wir manchmal meinen. – Die Formierung einer »Neuen Linken« setzte in der BRD dort an, wo die Opposition der »alten« unmittelbaren Nachkriegslinken unkräftig geworden war: an der »einseitigen Westbindung« der Bundesrepublik und an der Anbindung der Politik der BRD an die der USA. Galt die Kritik am »Kanzler der Alliierten« noch explizit der auf längere Zeit aufgegebenen Option auf ein wiedervereinigtes Deutschland, so spielte dieser Aspekt bei der Formierung der neuen Linken zunächst keine besonders große Rolle, wenn er auch bei einer Figur wie Rudi Dutschke stets ein wichtiges politisches Movens bildete. Deutschlandpolitisch agierte die neue Linke erst, als sie nach dem Zerfall in einzelne Kleingruppierungen wieder einen großen, nämlich friedensbewegten Konsens einübte. Da wurden BRD und DDR auf einmal »besetzte Länder« genannt, und Hauptforderung war nicht mehr Abrüstung, sondern militärpolitische Eigenständigkeit (»Deutschland raus aus der Nato!«). Hieraus zu folgern, die neue Linke wäre nur eine verkappte »nationale Erweckungsbewegung« gewesen, griffe zu kurz, denn es erklärte nicht zureichend die Verwirrung und Depression der Linken nach stattgehabter Wiedervereinigung.2 Ich meine, die »Wiedervereinigung« hat ein auf politischer Bühne gegebenes psychisches Rollenspiel obsolet gemacht. Sie hat

der Linken eine politische Realität entzogen, vor der ihr Rollenspiel einen scheinbaren Sinn machte. Der Realitätsentzug bewirkte ihre Rat- und Sprachlosigkeit3, der zweite Golfkrieg gab ein Realitätssubstitut, an dem die gegenstandslos gewordenen Gefühle noch einmal durchlebt werden konnten.

Um das zu verstehen, muß man an die Gründungsvoraussetzung der Bundesrepublik Deutschland denken. Weder ist ja die Behauptung richtig, daß die BRD mit der NS-Vergangenheit radikal gebrochen habe (man denke an personale und ökonomische Kontinuitäten), noch ist es richtig, daß die BRD nur die Fortsetzung des NS-Staates mit anderen Mitteln sei. Es liegt die Wahrheit auch nicht irgendwo in der Mitte, sondern sie ist eine widersprüchliche Einheit aus beidem. Die BRD hat ein, bei jeder genauen Untersuchung immer wieder erschreckendes Maß an Kontinuitäten mit NS-Deutschland, *und* sie ist tatsächlich der am meisten demokratische Staat, den es je auf deutschem Boden gegeben hat. Die Liste solcher »und«s ist lang. Entscheidend für die psychische Kondition der (West)Deutschen scheint mir eines zu sein: Die Verbrechen des Vorgängerstaates werden *erstaunlich einmütig* verurteilt, ja ähnlich einmütig für historisch wenn auch nicht einmalig, so doch beinahe einmalig gehalten. Gleichwohl hat es keine dieser Dimension irgend entsprechende Ahndung dieser Verbrechen gegeben, wie wir wissen. Das wiederum ist eine weitere historische Einmaligkeit. Wo Verbrechen nicht wirklich geahndet werden, werden sie in ganz anderem Maße verharmlost, beschönigt, ja in die historische Haben-Rechnung aufgenommen, als dies selbst bei Jenninger der Fall gewesen wäre, wenn er denn buchstäblich gemeint hätte, was er gesagt hat. Die mentale Gründungsbedingung der BRD wird von dem Eingeständnis eines zumindest säkularen Verbrechens und dem Dispens seiner Ahndung geprägt – und wenn dies auch 1948 noch nicht wirklich deutlich gewesen ist: Es hat sich in dieser Widersprüchlichkeit durchgesetzt. Man achte diese Kombination nicht gering. Die in ihr sichtbar werdende Inkonsequenz hat mentale Folgen, die nicht zu unterschätzen sind und weit über das hinausgehen, worum es mir heute geht.

Der Westorientierung der BRD entsprach nach und nach eine politische, dann auch kulturell recht weitgehende Identifizierung mit den USA. Die ist leicht zu erklären, wenn man sie als auf autoritärer Grundlage erfolgt erklärt. Man identifiziert sich mit dem stärksten Sieger. Dieser aber wäre zugleich der, der das Recht, oder besser: die Macht zu strafen hätte. Diese Strafe ist unterblieben. Hieraus folgt ein erstes Ambivalenzverhältnis im Seelenhaushalt der BRDeutschen: Man liebte die Macht, die zu strafen das Recht/die Macht hatte, und die man darum fürchtete. Es kommt eine zweite (oder eine Modifikation der ersten) hinzu: Die Teilung Deutschlands wurde als Teilexekution dieser Strafe rezipiert. Das ist historisch natürlich vollkommener Unsinn. Die »Teilung Deutschlands« (wenn man überhaupt so reden will) ist niemals als »Strafe für den Holocaust« ersonnen oder gar verhängt worden, aber sie ist deutscherseits weitgehend so aufgefaßt worden. Prominentestes Zeugnis dafür ist die Rede Willy Brandts, in der er die »Teilung Deutschlands« mit einer Zeitstrafe verglich, die nun abgebüßt sei. Aber auch sonst blüht die Resozialisierungsmetaphorik .

Gleichzeitig wurde die »Teilung Deutschlands« auch als Strafdispens verstanden. Die »eigentliche« Strafe – von der Nazi-Propaganda angedroht – wäre ja die Besetzung Ganzdeutschlands durch die »russischen Bolschewisten« gewesen. Insofern waren »die Amerikaner« auch – und vor allem in Berlin, diesem stadtgebliebenen Real- und Symboltheater – diejenigen, die den Strafdispens der Westdeutschen garantierten.

Die bundesrepublikanische offizielle Politik thematisierte die »eine Seite« dieser Ambivalenz: Die USA waren sowohl als Sieger akzeptiert als auch als diejenigen, die für den Strafdispens standen – für den von 1945ff und den fortdauernden als Garanten der sicheren Ostgrenze. Die »neue Linke« nahm nun die Kritik der »alten« wieder auf, aber sie kritisierte zunächst auch die mentale Grundierung des politisch Kritisierten. Sie nannte sich nicht von ungefähr »antiautoritär«. Sie kritisierte damit die nicht bearbeitete deutsche Vergangenheit zugleich mit der USA-bezogenen Neu-Orientierung der BRD. Man erinnere sich an die – vor allem in Berlin – nahezu hysterischen Reaktionen auf die mit jenem Gestus vorgetragene Kritik an der Vietnam-Politik der USA und ihrer Unterstützung durch die BRD. Es ist wohl keine Nostalgie, wenn ich sage, daß hier eine Chance vertan wurde. Das »antiautoritär« signalisierte eine wirkliche Aufkündigung der Gefühlsgemeinschaft mit der voraufgegangenen Generation, aber herausgekommen ist – wiederum nicht in jedem Fall, aber doch aufs Ganze gesehen – das Gegenteil: Camouflage und Rollenspiel. Denn es wurde letztlich nicht wirklich der Mentalitätskonsens in Frage gestellt, sondern nur die jeweils »andere Seite« der Ambivalenz thematisiert. Die »Linke« blieb den Inhalten des sozialen Unbewußten der BRD verhaftet, und zwar als abhängige Variable.

Die offizielle BRD war pro-, die Linke anti-amerikanisch; die Linke klagte die unterbliebene Aufarbeitung des Nationalsozialismus ein und forderte zumindest symbolisch damit die unterbliebene Bestrafung – mit beidem schien sie sich gegen die Mentalitätsgrundlage der offiziellen BRD zu richten, tatsächlich aber unterblieb dieser Angriff, man blieb in das Schema der Ambivalenz gebannt. Dasselbe wiederholte sich im Falle Israel. Israel war für die BRD stets gleichfalls ein hochambivalent besetztes Politikum. Einerseits fortlebende Anklage – andererseits Gelegenheit, sich wiedergutzumachen. Bekanntlich hat es lange gedauert, bis die BRD Israel diplomatisch anerkannt hat. Dann, und vor allem nach dem Sechstagekrieg, der es den Mehrheitsdeutschen noch einmal erlaubte, ihre Liebe zu Panzerschlachten in der Wüste am TV-Schirm auszuleben, war es klar, auf welche »Seite« der Ambivalenz die offizielle BRD setzte, und – prompt, ist man versucht zu sagen – wurde die Mehrheit der Linken antiisraelisch.

Wie sehr bei aller nur zu berechtigten Kritik an der Barbarei des Vietnamkrieges, bei aller auch berechtigten Kritik an der Politik Israels, sowohl die anti-amerikanische wie die anti-israelische Haltung bewußtlos war, zeigt die Popularität von Parolen wie »USA-SA-SS«, »Begin ist / ein Mörder und Faschist«. Besonders Israel wurde, auch von Linken, deren theoretische Ausstattung das eigentlich nicht hätte zulassen dürfen, überaus gerne als faschistisches Land bezeichnet. Man kann so sagen: Trotz des Tabus »Thou shalt not compare!«, mit dem die offiziellen Relativierungen des Nationalsozialismus abgewiesen wurden, tat »die Linke« sehr fleißig genau das: überall »den Faschismus« entdecken, besonders gern in den USA und in Israel. All das sind Indizien dafür, daß der Gefühlskonsens mit der älteren Generation und der offiziellen BRD seitens der Neuen Linken nicht aufgekündigt wurde, wiewohl natürlich »innerhalb« seiner sich die furchtbarsten Auseinandersetzungen abspielen konnten. Und zwar gerade darum: Ist der Konsens einmal wirklich aufgekündigt, ergeben sich auch Gleichgültigkeiten. Innerhalb einer Ambivalenz aber geht's zu. Was Wunder, wenn nur Eigenes im Spiele ist, ist das Engagement besonders groß.

Die Popularität von Faschismustheorien rein marxistischer Provenienz, d.h. solcher, die *alle* deutschen Verbrechen aus dem Klassenkampftheorem erklären wollten, zeigt, daß hier ein politischer Konflikt *inszeniert* wurde. Man spielte, bis in die Germanistik hinein und ihre ganz trostlose Freude, etwa die Debatten der »Linkskurve« nachzulesen, das Spiel »links vs. rechts *vor* 1933«. Die – von Seiten der Mentalität her gesprochen – wesentliche Aufgabe der Inszenierung war, *gemeinsam* mit denen, die, nicht ganz zu unrecht, sowas als anachronistisch bezeichneten, sich einem Problem *nicht zu* stellen: den zivilen Massenmorden der Deutschen zwischen 1933 und 1945. Die offizielle BRD hatte, entgegen dem allgemeinen Sprachgebrauch, die NS-Verbrechen nicht *verdrängt,* was auf eine, wenn auch unzureichende, so doch vorhandene moralische Auseinandersetzung hätte schließen lassen, sondern sie verleugnet, bzw. in jener Aura der Unwirklichkeit stehenlassen, die sich notwendigerweise aus dem Widerspruch zwischen ideologischer Ächtung und praktischer Nicht-Ahndung gebildet hatte. Die »Linke« wählte sich einen »Faschismusbegriff«, in dem der Massenmord an den europäischen Juden so etwas wie ein regionalspezifisches Beiwerk gewesen ist. Als grotesker Ausgleich wurde der Begriff »Völkermord« inflationiert .4

Warum wurde das nicht durchschaut? In erster Linie wegen eines »objektiven« politischen Umstandes. Durch die Lage der BRD und dadurch, daß ihre offiziellen politischen Optionen durch das Milieu des »Kalten Krieges« bestimmt waren, wurde sehr leicht jede politische Auseinandersetzung mit Hilfe des Schemas »Ost-West-Konflikt« gedeutet. Das begann mit dem »Geh doch nach drüben!« (einer Aufforderung, der merkwürdigerweise nur ein Teil der RAF gefolgt ist) und endete mit dem oberflächlich betrachtet rätselhaften Schock, den »die Linke« in der BRD durch den Kollaps der nominalsozialistischen Regime westlich der UdSSR erhielt. Es ist nicht nur richtig, daß politische Konflikte, die dem klassischen Schema links-rechts folgten, auf das Schema Ost-West, mit dem sie oft gar nichts zu tun hatten, abgebildet wurden, sondern es verhinderte diese weltpolitische Vergrößerung *und* die Anstrengung, sie durch das Mittel zeitlicher Verschiebung als unsinnig abzuweisen, ihre Binnendimension zureichend wahrzunehmen.

Die Jahre 1989/90 haben die Realitätskulisse für das beschriebene Rollenspiel entscheidend geändert. Der »Kalte Krieg« scheint beendet zu sein; der »Ost-Block« hat sich aufgelöst, Deutschland ist neu-vereinigt. Die »Nachkriegszeit« ist beendet, die vergrößerte BRD weltöffentlich in die Souveränität entlassen – *faktisch* ist ein Friedensvertrag geschlossen worden. Die Strafe ist endgültig nicht vollzogen; die Substitut-Strafe der »Teilung« und der »Besetzung« des halben Landes durch »die Russen« wurde beendet. Die USA waren aus ihrer Rolle entlassen, Objekt der Furcht und der Dankbarkeit zu sein; der SU wurden plötzlich Sympathien entgegengebracht, und man beschenkte sie unter Angabe der Konten 33 33 33 und 41 41 41. Und dann »passierte« der zweite Golfkrieg, und es ereigneten sich die mannigfaltigen Formen der Verwirrung und des aufgeregten Unsinns innerhalb »der Linken« bis hinunter zum bloß zahlenden Mitglied der GEW. Es war aber die bundesrepublikanische Rechte, und zwar in ihrer unverstellt pro-nationalsozialistischen Ausprägung, die das Symbolangebot, das der zweite Golfkrieg machte, beim Namen nannte. »Der Irak sind wir« war der Nenner, auf den sich alles bringen ließ, die verlorene Provinz, die Einheitspartei, der Führer, die Front der Alliierten. Aber diese Irak-Identifikationen blieben nicht auf die Rechte beschränkt, sondern gewannen, in Form von Angst, durch Kriegshandlungen am persischen Golf in Hamburg, Dresden oder Krefeld zu Schaden zu kommen, Raum. Die Linke – jedenfalls soweit wir sie gekannt haben, seit sie als »neue Linke« auftrat – hat das Überangebot an Symbolik nicht überlebt. Ihr Ende gab sie bekannt in der Fülle des Niedergeschriebenen und lauthals sowie stumm und kitschig Bekannten, vor allem aber in der Unfähigkeit, zu verstehen, daß nicht der Streit der Grundsätze, sondern die Schwierigkeiten, sie auf die Situation anzuwenden, das eigentliche Problem hätte sein müssen.

Aber nicht nur ihre Unfähigkeit, zu urteilen, wurde offenbar, sondern auch, daß ihre Rolle obsolet geworden war. Sie war es bereits seit der »Wiedervereinigung« gewesen. Für die Rolle der »anderen Seite der Ambivalenz« war keine Besetzung mehr nötig, weil die Ambivalenz produzierende Ausgangsbedingung sich geändert hatte. Da »die Linke« zwar keine politische Identität und keine psychische Eigenständigkeit hatte produzieren können, führte das Symbolangebot des zweiten Golfkrieges dazu, anstelle eines Versuches, Urteilskraft – the proof of the pudding – zu beweisen, auf Maximen zu beharren. Man war/blieb also entweder anti-USA und anti-Israel – : um den Preis, sich mit einem Symboldeutschland in der Wüste zu identifizieren, was bekanntlich sehr weitgehend gelang, bis zu offen antisemitischen Äußerungen und dem

»Stolz darauf, Deutsche zu sein« – , oder landete dabei, so irgendwie im Großen und Ganzen den ersten Nord-Süd-Krieg gutzuheißen.

Warum wurde das Symbolangebot angenommen? Ich denke, daß die Antwort ganz unmittelbar auf die mentale Ausgangslage der BRD zurückführt: die unterbliebene Bestrafung, die, ich wiederhole mich, nur als solche psychisch wahrgenommen worden war, weil es Teil des offiziellen Selbstverständnisses geworden ist, die NS-Verbrechen als vor fast allen anderen bestrafenswürdige anzusehen, und es gleichermaßen öffentliches und offizielles Selbstverständnis ist, daß es gut und rechtens sei, diese Verbrechen nicht wirklich zu ahnden. Von sehr vielen Deutschen, quer durch die politischen Gruppierungen, wurde die Bombardierung Bagdads mit der von Dresden oder Berlin gleichgesetzt (in beiden Fällen waren es, geschichtswidrig, die »Amis«), nur auf Seiten der extremen Rechten und auf Seiten eines Teils »der Linken« wurde aufgrund dieser Parallele die Kriegspolitik der Alliierten kritisiert. Die bis in Buchtitel hinein sich exhibitionierende Irrealangst (»Ich will sprechen von der Angst meines Herzens«, Luchterhand), bekannte es ein: Jetzt ists passiert, jetzt triffts uns! Die offizielle BRD mußte so nicht mehr reagieren (oder allenfalls in abgeschwächter Form), und wer auf Seiten »der Linken« warum auch immer so nicht reagieren wollte, sah sich in unangenehme Nähe zu offiziellen Positionen gerückt. Die offizielle BRD hatte nach der »Wiedervereinigung« die Rechnung als beglichen, die Strafe als verbüßt angesehen. Die Modalitäten der Auflösung der Nachkriegssituation erlaubten es der offiziellen BRD, die von ihr besetzte »eine Seite der Ambivalenz« in eine, vorläufige, politische Normalität, zu der auch ein gewisses Maß an Uneindeutigkeit gehört, zu überführen. Die Linke blieb mit ihrer »anderen Seite« allein und wurde durch das symbolische Überangebot »Golfkrieg« mental überfordert. Ihr Code funktioniert nicht mehr, und da sie – insgesamt, von Einzelnen spreche ich hier nicht – wohl mehr nicht war als dieser Code, gibt es sie nun auch nicht mehr. (Was daraus werden wird oder kann, ist eine andere Frage, für deren Beantwortung es noch vieleviele andere Symposien geben wird.)

Anmerkungen

1. Nur eine grobschlächtige Aufklärung denunziert ein Tabu qua Tabu und fragt nicht weiter. Wenn ich nicht die Fähigkeit habe, andere Menschen zu zivilisiertem Benehmen zu überreden, oder die Macht, sie dazu zu zwingen, aber ein Tabu sie davon abhält, sich barbarisch aufzuführen, ist das Tabu immer doch das bei weitem kleinere Übel. Man kann die Tabuformel »Du sollst nicht vergleichen« als Versuch verstehen, die Deutschen davon abzuhalten, Grabschändungen zu begehen. Es wirft nur ein bezeichnendes Licht auf die deutsche Linke, daß sie sich ein solches Tabu auferlegen mußte, oder – was dasselbe ist – meinte, es sich auferlegen zu müssen.

2. Wenn dieser Befund der Diagnose auch nicht gänzlich widerspricht: Deutsche Einigungen sind immer Substitute gewesen, and no one is happy with a plastic spoon in his mouth.

3. Daß Habermas in diesem Zusammenhang auf einen Aktenordner voll Zeitungsausschnitte verweist, um die Behauptung der linken Sprachlosigkeit zu widerlegen, ist wahrhaft komisch.

4. So habe ich vor wenigen Monaten erlebt, daß ein Teilnehmer an einer Tagung über Antisemitismus ganz wie selbstverständlich sagte, das Noriega-Kidnapping in Panama (das, es ist unbestritten, Tote, und auch sogenannte »unschuldige«, gekostet hat) sei »ganz klar Völkermord« gewesen.

Konkret 11/91, S. 48

Matthias Altenburg

Ich habe gelesen

Dieses eine Buch habe ich selbstverständlich nicht gelesen, und niemand wird mich bewegen, es künftig zu tun. Ich spreche von »Scarlett«, jener Unverschämtheit zwischen zwei Buchdeckeln, die man sich angewöhnt hat, die Fortsetzung von »Gone with the Wind« zu nennen. Die Neffen von Margaret Mitchell, denen die Rechte an dem Roman »Vom Winde verweht« und an dessen Figuren (!) gehören, hatten einen Wettbewerb ausgeschrieben und unter den zahlreichen Bewerbern eine gewisse Alexandra Ripley ausgewählt, die beauftragt wurde, die Fortsetzung des Jahrhundert-Sellers zu verfassen. Ihr wurde vorgeschrieben, welche Figuren wie oft aufzutauchen haben, welche Worte benutzt werden dürfen und welche tabu sind. Frau Ripley wurde zur hochbezahlten Marionette einer beispiellosen Kampagne des internationalen Literaturbetriebs. So weit, so schlecht.

Was dann allerdings folgte, war die bedingungslose Kapitulation einer Branche, die immerhin und immer noch für sich in Anspruch nimmt, der Verbreitung von Geist und Kultur Vorschub zu leisten. Angeblich seriöse Verleger, anstatt ein solches Ansinnen rundweg abzulehnen, pokerten mit Riesensummen um ein Manuskript, das sie bei Vertragsabschluß noch nicht einmal kannten. So zahlte Warner Books eine Lizenzsumme von 5 Millionen Dollar allein für die nordamerikanischen Rechte, und für die deutschsprachige Ausgabe war »der alte Achtundsechziger« Lothar Menne vom Hamburger Verlag Hoffmann und Campe bereit, den geradezu unsittlich hohen Betrag von 1,3 Millionen Mark hinzulegen, womit feststand, daß er eine Startauflage von 200.000 Exemplaren würde drucken lassen müssen.

Wie gesagt, ohne auch nur eine Zeile des Machwerks gelesen zu haben. Bevor Menne und seine Kollegen sich dann endlich das Manuskript beim amerikanischen Agenten abholen durften, mußten sie ein ganzes Paket von Verschwiegenheitserklärungen und Versicherungsverträgen unterschreiben, Kontrakte, die verhindern sollten, daß vor dem 25. September null Uhr null etwas über den Fortgang der Südstaaten-Geschichte an die Öffentlichkeit drang.

Natürlich hatte die ganze Geheimnistuerei lediglich eines zum Ziel: das Interesse der Medien anzuheizen. Daß diese Strategie der amerikanischen Werbeleute aufging, genau darin liegt der eigentliche Skandal des Vorgangs. Kaum ein Feuilleton, das nicht über den »Coup« berichtete, kaum eine Kultursendung des Fernsehens, die sich dem »Ereignis« verweigerte. Fast die gesamte Garde der sogenannten Kulturvermittler ließ sich willfährig in Dienst nehmen von den Drahtziehern dieses ekelhaften Millionengeschäfts – genau wie die New Yorker Agenten es sich gedacht hatten.

Wirklich und wahrhaftig, man muß sich wohl eingestehen, daß die Kaste der Kulturjournalisten nichts anderes ist als eine Bande von Scheißefressern. Und komme mir niemand mit dem Dummbeutel-Argument, mit den Gewinnen aus dem Verkauf von »Scarlett« finanziere der Verlag Hoffmann und Campe doch die wahre, einzige, echte Literatur, die wir alle so sehr lieben, die aber niemand kaufen will und die deshalb ohne den wunderbar einträglichen Schmutz, der sie leider, leider umgibt, nicht lebensfähig sei. Welchen Autor, bitte sehr, hätte Hoffmann und Campe, jener Verlag, der noch nicht einmal in der Lage ist, Hans Henny Jahnns Werke in einer halbwegs erschwinglichen Ausgabe lieferbar zu halten, zu finanzieren? Der einzige lebende, wirklich große, großartige Autor, den sie haben, ist Gerd Fuchs, den man ohne Übertreibung den deutschen Garcia-Marquez nennen darf. Aber eben dessen neuer Roman konnte in diesem Herbst wegen »Scarlett« nicht erscheinen, weil, wie man hört, der gesamte Werbeetat des Verlages von der amerikanischen Schmonzette verschlungen wurde.

Nein, mit dem Verkauf von »Scarlett« wird die Literatur nicht gefördert, damit werden die Buchhandlungen, damit werden die Hirne und Herzen von Millionen Lesern verstopft, damit wird die Verbreitung und die Rezeption von Literatur behindert.

Tja, werdet ihr sagen, ist ja alles sehr traurig, aber wie kann sich ein aufgeklärter Kritiker über ein solches Gebaren noch dermaßen aufregen, daß man meinen könnte, er sei ein empörter Jungsozialist? Tja, frage ich euch, darf denn einer, der Adorno gelesen hat, nicht auch ein Herz haben, das ihm manchmal blutet, wenn er feststellen muß, daß die Welt tatsächlich so schlecht ist, wie er sich immer schon dachte, daß sie sei?

*

Die »Scarlett«-Scheiße treten sie breit, aber wenn mal einer was sagt, was schon längst hätte gesagt werden müssen, dann interessieren sie sich nicht dafür. Und genau so war es, als Maxim Biller, mitten hinein ins Sommerloch, in der Zürcher »Weltwoche« seinen Bekennerbrief – »Ich schreibe realistisch« – veröffentlichte, dort auf seine Kollegen schimpfte, die er mißverständlich Avantgardisten nannte, und meinte, daß ein bißchen mehr Welthaltigkeit der jungen deutschen Literatur

weiß Gott nicht schaden könne. Und damit hatte er recht, auch wenn er hätte wissen müssen, daß die Sache mit der Wirklichkeit ganz so einfach nicht ist, auch wenn er das Maul ein bißchen arg weit aufgerissen hat.

Doch andererseits: Hätte ihm überhaupt jemand zugehört, wenn er leiser, wenn er differenzierter argumentiert hätte? So aber hat sich der Literatur-Redakteur Hajo Steinert nicht entscheiden können, ob er Biller nun lieber in die Reichsschrifttumskammer oder ins Literaturkommissariat der SED verbannt sehen will, und hat damit doch nur bewiesen, wieviel kreuzbraves Muckertum sich in den Redaktionen längst breitgemacht hat. Und außer dem dumpfen Egomanen Thorsten Becker und der wackeren Elke Heidenreich hielt es dann auch niemand mehr für geboten, auf Billers Manifest zu reagieren.

In den deutschen Feuilletons wurde müde abgewinkt. Dort interessiert die Wirklichkeit schon lange keinen mehr. Es heißt, Maxim Biller habe nicht viele Freunde. Da geht es ihm wie mir. Wer sich Freunde machen will, soll als Rotkreuzhelfer oder im öffentlich-rechtlichen Rundfunk arbeiten. In der Gemeinschaft der echten, wahren Schriftsteller hat er nichts zu suchen. Dort nämlich werden Leute gebraucht, die noch den Mut haben, um sich zu schlagen und dabei womöglich den Falschen zu treffen, Leute, die nicht davor zurückschrecken, sich öffentlich zu irren, und denen es nichts ausmacht, sich hinterher für ihre Irrtümer entschuldigen zu müssen. Leute wie Maxim Biller eben, der seinen Kritikern immer eine Nase voraus ist, weil er deren Einwände längst kennt. Nachzulesen in dem wunderschönen kleinen Buch »Die Tempojahre« (dtv, 16,80 Mark).

*

Ach, wie sie mich ankotzen. »Jaaa, früher«, mümmeln sie in ihre Fusselbärte, »Rumpelstilzchen, Schmuddelkinderundsoweiter, das war noch was. Der alte Degenhardt, der frühe, der gute, hach, als er noch Väterchen Franz war undsoweiter«. Oh, wie sie mich ankotzen mit ihrem »früüüher« und tantpisse, all meine lieben linken Freunde, von denen ich schon so lang nicht mehr weiß, ob sie noch lieb und links sind, und die mir so langsam aber totsicher gestohlen bleiben können. Und wenn man sie fragt, was sie denn eigentlich kennen von Degenhardt, dann hört es meist bei »Mutter Mathilde« und den »Brandstellen« auf. Dann haben sie schon »Die Mißhandlung« nicht mehr gelesen, die Brassens-Lieder nicht mehr gehört. Und schon gar nicht kennen sie Degenhardts letzte, großartige Platte »Wer jetzt nicht tanzt«, jenes Album, ohne das ich schon lange im Trübsinn ersoffen wäre und auf dem er es wagt, einen, seinen ureigenen Lambada zu singen, jenes gottgeile Lied, das nicht nur die Hintern vibrieren läßt und zu dem wir einen Sommer lang so ungelenk wie inbrünstig getanzt haben.

Alles mag man von Degenhardt erwartet haben, aber kaum einen auf so altmodisch-schöne Weise feinsinnigen Roman, wie er ihn jetzt geschrieben hat (»August Heinrich Hoffmann, genannt von Fallersleben«, Bertelsmann, 44 Mark). Er nimmt sich den Dichter und Sänger jenes berüchtigten, berühmten »Liedes der Deutschen« zum Helden und erzählt uns noch einmal die Geschichte vom wütenden Aufbegehren und der bitteren Verzagtheit jener deutschen Intellektuellen, die sich nie so recht entscheiden konnten, auf welcher Seite der Barrikade sie nun eigentlich stehen wollten, die sich mal großmäulig-anmaßend zu den Anführern von Revolten und Revolutionen erklärten, um schon kurz darauf voller Kleinmut ihren Frieden mit der Welt zu machen und sich im scheinbar unvermeidlich immer und immer wiederkehrenden Biedermeier einzurichten, wo »Träume sich auf Soll und Haben zurückbilden«. Natürlich hat Degenhardt, versteckt im Gewand eines historischen Romans, auch ein Buch über uns, über die Hoffnungen, Enttäuschungen und Fehler der deutschen Linken im 20. Jahrhundert geschrieben. Und so gehört es, wie sein gesamtes Werk, zu jener Comédie Humaine unserer Tage, an der der Dichter und Sänger aus Quickborn, der in diesem Jahr sechzig wird, seit dreißig Jahren schreibt. Denn Degenhardt ist nicht unser Fallersleben, er ist unser Balzac.

*

Ein Buch des Jahres wollt ihr noch haben? Hier ist es: Kay Boyle, »Der rauchende Berg – Geschichten aus Nachkriegsdeutschland« (kongenial, so sagt man wohl, aus dem Amerikanischen ins Deutsche übertragen von Hannah Harders, verlag neue kritik, 38 Mark).

Die Autorin wurde 1902 in Minnesota geboren, ging 1923 mit ihrem Mann nach Europa und lebt heute wieder in den USA. Sie war befreundet mit Samuel Beckett, William Carlos Williams und James Joyce und gehörte zu jener Gruppe von »expatriates«, die im Paris der zwanziger Jahre eine »Revolution des Wortes« einklagte. Ende der vierziger Jahre schrieb sie für den »New Yorker« dann jene Geschichten, mit denen der Frankfurter Verlag jetzt seine Kay-Boyle-Edition eröffnet. Mit den wunden Augen der Opfer nimmt die Autorin den Zustand des nachfaschistischen Deutschland wahr und beschreibt ebenso kleine wie unerhörte Begebenheiten, die uns den heutigen Zustand unseres Landes besser begreifen lassen, als mancher gerade entstandene Roman. Bei Boyle findet man ihn wieder, diesen Ton präziser Gelassenheit, den man von

Djuna Barnes kennt, eine Gelassenheit, die sich nicht der Abkehr von der Welt, sondern der Hinwendung zu ihr verdankt. Ihre Geschichten, geschrieben in einer Mischform aus Erzählung und Reportage, sind so haarsträubend genau, daß schon ein arger Klotz sein muß, wer vor solchen Kunstwerken nicht in die Knie geht.

*

So, und bevor ich mich jetzt für längere Zeit vom Schurnalismus und meinem Job als literarischer Vorkoster verabschiede, um über die Liebe der Menschenfresser nachzudenken, sei noch all jenen Lesern aus Portugal, Togo und Otzberg gedankt, die meinen Aufruf in der Juli-Kolumne beantwortet haben. Merci und tschüß!

Konkret 11/91, S. 50

Kay Sokolowsky

Von Bulimie und Kundendienst

Nationalsozialismus im Comicstrip: zumeist eine ungenießbare Mischung aus Geschichtsklitterung, Affirmation des IV. Reiches und handwerklicher Stümperei

Manchmal hat man's einfach satt. Man kann's nicht mehr sehen, und riechen sowieso nicht. Es steht einem bis hier und bläht den Bauch wie Verstopfung. Schon der Gedanke daran, sich weiter da durchzufressen, treibt einen ins Freie. Oder ans Fenster, Hauptsache: Luft!

Vielleicht ist es antiken Kritikern auch so gegangen – ? Als sie, von ihren harten Sitzplätzen aus (nicht überdacht, sechs Drachmen, Presse ermäßigt), die allererste Tragödie sahen, glaubten sie noch, der Welt beim Umwälzen zuzuschauen. Aber später, bei der einhundertsiebten, gaben ihnen Hybris und Katharsis derart den Rest, daß sie nurmehr verzweifelt Ausschau nach den schmucken Tänzern vom Vorspiel hielten.

Aber wieviel eher als Äschylos können zu viele Comics den Magen verderben! Es ist ja das dümmste Vorurteil nicht, sie seien kinderleicht zu konsumieren, der Leser läse sie nicht, sie würden verschlungen. Die Gesetze der Gattung sorgen dafür, daß noch der elendeste Strip ein gespanntes Publikum findet. Weil Psychologie mit einer Handbewegung erledigt wird, ein Wort wie »später...« mehr als tausend Bilder sagt und ein dick gepinseltes KRASHH ! mehr als tausend Wörter, weil, kurz, in Comics keine Umstände gemacht werden, halten sie ihre Verbraucher dauernd in Atem. Die platteste Story entwickelt so einen Sog, der vom ersten bis zum letzten Panel reicht.

Doch obwohl die Bilderflucht zum Hetzen verführt, zwingt sie ihr Tempo niemandem auf. Es ist allerdings das zweitdümmste Vorteil über Comics (das dümmste: sie machen dumm), sie erzögen ihre Klienten zur Passivität. Wer auf die Pointen spitzt, den hält die schönste Zeichnung nicht auf, und wer sich gern Zeit läßt, den treibt die beste Dramaturgie nicht zur Eile. Gut möglich, daß darin eins der Geheimnisse für die beispiellose Karriere des Mediums liegt: Der Comicleser muß den Taktstock führen; und nach diesem Stückchen Allmacht hascht er zu gern immer wieder.

Aber manchmal hat man's einfach satt. Der Reiz, den ein Stapel Comic-Hefte ausübt, ist so immens wie die Gereiztheit und geistige Verstopfung, nachdem man ihn über Stunden und Stunden wie rasend abgetragen hat. Die fantastischen Landschaften werden fad; die Rastlosigkeit der Figuren – Comic-Helden können keine zwei Seiten lang stillhalten – zerrt und zehrt an den Nerven; und die Kraft, die es braucht, die wilde Jagd der Bilder in Gang zu halten, versiegt. Der Strip wirkt nun wirklich wie das, wofür seine Verächter ihn halten: wie junk food.

Dieser Zustand ist umso schneller erreicht, je blöder und öder die Geschichten in den Bildern sind, je mehr die Autoren sich auf den Sog und die Dynamik des Mediums verlassen, weil ihnen jegliche Souveränität und schon der Ansatz eines Einfalls abgeht. Denn auch das hat man satt, und schon lange: all die Comics, die nichts erzählen! Die sich nur um das passable Kopistentalent ihrer Produzenten drehen.

O!, diese viel zu zahlreichen Comics von Werbegrafikern und gescheiterten Akademieabsolventen, von Leuten also, die jeden Witz versauen und sich auf nichts einen gescheiten Reim machen können. Man bekommt sie so satt nicht zuletzt, weil ihnen das bißchen Sympathie, das die Bürgerpresse sich für neuerschienene Comicstrips abringt, ganz gehört. Mit immer denselben ausgelutschten Vokabeln werden sie abgefeiert: »interessantes Experiment... von der Mickymaus Lichtjahre entfernt... mehr ein Roman als ein Bilderheftchen...«. Die Drescher der Phrasen haben keine Ahnung und behaupten das Gegenteil; kein Wunder, daß sie den prätentiösen Quark so innig verstehen.

Und manchmal hat man's schon satt, wenn man solche »Informationen für die Presse« liest: »Liebe Kolleginnen und Kollegen, mit der Historie haben sich Comics immer wieder gern beschäftigt – in den meisten Fällen allerdings mit Epochen, die der Gegenwart schon ein wenig weiter entrückt sind. Seltener finden sich Themen der Zeitgeschichte in den 'bunten Bildern'.« Daran ist natürlich kein Wort wahr. Zu den beständigsten Comicserien in den USA und Großbritannien zählen die über den Zweiten Weltkrieg, d.h. über blutsaufende Krauts und die durchaus fantasievollen Methoden, sie jede Woche anders wegzuräumen. Das Gejaule, das im nationalen Feuilleton reflexhaft ausbricht, sobald von den Bündnispartnern mitgeteilt wird, sie hätten uns so doll nun doch nicht lieb – dies beleidigte Gegreine stürzt sich, Gründe suchend, u.a. sofort auf jene Comics.

Natürlich kennt auch Matthias Forster, der für den Carlsen-Verlag an die »lieben Kollegen« schreibt, diese Kriegs-Comics. Aber taktisches Gelaber verlangt sein Job, und von einer Reklame für Freiexemplare erwarten bloß Träumer Korrektheit. Nicht zu ertragen ist der verdruckste, aus Demut und Anbiederei gemischte Klang seiner Sätze.

Forster gehört – goldene Worte aus der »Titanic« 8/90 – zu den »Comic-Journalisten und -Wissenschaftlern, die unter nichts mehr leiden, als daß der Comic vom 'seriösen' Feuilleton immer noch nicht ernstgenommen wird«. Hans Mentz weiter: »Statt souverän einem klassischen Kunstbegriff etwas Neues entgegenzusetzen, statt sich stolz zu seiner Vorliebe

für populäre Schundheftchen zu bekennen, bettelt man darum, auch in den Olymp der Hochkunst aufgenommen zu werden und spekuliert auf einen Redakteursposten mindestens bei der 'Zeit'.«

Wo aber ein kritischer Apparat vorherrscht, der nicht nur armselig, sondern komplett aus zweiter Hand ist, sind Epigonen, wählen sie denn ein heikles Thema, schon so gut wie verlegt. Man kann an Comics, die als »innovativ«, als »mutig« oder wie bei Forster annonciert werden, gar nicht vorurteilsbelastet genug herangehen. Und in zwei von drei Fällen wird die schlechte Meinung aufs Gräßlichste bestätigt. Auch von den Comic-Alben, um die es hier geht, ist nur eins, »Schatten über Hedelund«, akzeptabel. Die anderen – »Operation Odin« und »Werwölfe« – sind der erwartete Dreck.

Ihr gemeinsamer Stoff besteht im Krieg der Deutschen gegen die Menschheit. Gemeinsam haben sie auch, daß keiner der Autoren Biografisches zur Geschichte beiträgt: Die Münchner Mike Maurus und Wolfgang Schneider, verantwortlich für »Operation Odin«, wurden 1958 resp. '61 geboren; der Hamburger Matz Mainka, der die »Werwölfe« behandelt, 1959; die Schöpfer von »Schatten über Hedelund«, der Kopenhagener Niels Roland, 1958, die Odenser Morten Hesseldahl und Henrik Rehr 1964.

Zu fragen, ob sie schildern dürfen, was sie selbst nur aus Schilderungen kennen, kommt dem Rezensenten, Jahrgang '63, gerade mal beiläufig in den Sinn. (Beiläufige Antwort: Ja. Sicher. Besser die als Albert Speer.) Viel dringender ist die Frage, warum diese Zeit sie vor allen anderen so sehr interessiert, daß sie Comics darüber anfertigen. Matthias Forster sagt es den Kollegen nicht. Aber die Antwort, die auf alle sechs zutrifft, versteht sich von selbst: Sie reagieren auf das IV. Reich.

Das dreisteste und dumpfeste Produkt, »Operation Odin«, bildet, platt wie es ist, sein heimliches Motiv sogar ab. Zwischen die »Legende vom verschwundenen Nazi-Gold« (Forster) sind mehrere Panoramen mit marschierenden Heldenstädtern und feixenden Großberlinern geklebt. Übergangslos springen Schneider und Maurus vom April '45 in den Herbst '89 und zurück und liegen damit zwar nazigoldrichtig, erweisen sich jedoch vor lauter Affirmation als völlig unfähig, auch nur ein Atom besserer Einsicht aus ihrer Einsicht zu schlagen.

Stattdessen hauen sie einen Thriller hin, der in jedem Winkel stinkt, obwohl reichlich wenig auf dem Mist der Autoren gewachsen ist. Fidel wie die Lausbuam bedienen sie sich bei »Sein oder Nichtsein« (Mel Brooks-Version) und beim »Marathon-Mann«; scheren sich den Teufel darum, daß ihre Figuren bloß die Abziehbilder von Pappkameraden sind; und wollen auch noch, indem sie ihr Personal als Tiere verkleiden, komisch sein.

Um den Inhalt abzuhaken – : Während die Rote Armee auf die Reichskanzlei vorrückt, versteckt SS-Mann Würger einige Tonnen Gold im Osten Berlins. Das ist die »Operation Odin«, die Göring ausgeheckt hat, um sich von der Rache der Alliierten freikaufen zu können. Aber Würger legt den Reichsmarschall herein und stopft die Barren in ein Loch seiner Wahl. Der anschließenden Ausmerzung lästiger Zeugen entgeht allein der Gefreite Matuschek. Und weil Maurus und Schneider beim Konstruieren ihrer Geschichte keinen Schnitzer auslassen, nehmen Würger und Matuschek sich mit der Bergung des Goldes so lange Zeit, bis der antifaschistische Schutzwall steht und sie aussperrt. Sein Fall bringt die alten Nazis dann wieder auf Trab: Würger heuert eine Skin-Truppe, Matuschek eine Hure und ihre Zuhälter an. Der Gefreite macht das Rennen und verliert alles; sein Transporter verunglückt auf einer Baustelle, und der Schatz versinkt in frischem Beton.

Obwohl Maurus und Schneider ihre ungeheure Unbedarftheit mit eiligen Schnitten, ständigen Perspektivwechseln und gewagten Layouts zu tarnen versuchen, verpufft der ganze Aufwand, weil sie ihn nie zu dosieren vermögen. Kein einziges Panel spricht dafür, daß sie die Grammatik des Comicstrips begriffen haben; sie probieren halt mal alles aus. Mit Debütantensünden ist da nichts zu entschuldigen. Hier sind zwei veritable Stümper am Werk.

Und klittern die Geschichte, wie sie's brauchen. So hat der Sadismus Würgers nur mit seiner Habgier und nichts mit seiner Uniform zu tun. Der Führerbunker, Ort der Eröffnungsszene, wird von einem eher harmlosen Irren bewohnt, der das Indianerspiel leicht überzogen hat und nun panisch ins Kissen beißt. Hitler bekommt Cognac injiziert, während er jammert: »Scheiße, Josef, ich hab Angst! Vielleicht können wir sagen, daß das alles nicht so gemeint war?«

An ihrer Darstellung Görings wird vollends klar, daß Schneider und Maurus nicht etwa nur schlicht nichts kapiert haben. Deutschlands zweites Erwachen freut sie von Herzen; und da die Rede vom ersten Erwachen diese Freude bloß trüben würde, verbieten sie selbst dem Mitbegründer der Bewegung, wie ein Nazi zu denken. Wohl zeichnen sie Göring als Schwein, doch der Mensch dahinter erscheint als ein beinah sympathisches Schlitzohr, ein zufällig in die Politik geratener Mafiapate. Nach seinem Selbstmord verlassen ein halbes Dutzend Seelchen die feiste Brust: fünf Teufel, im Gleichschritt, und gen Himmel ein Engel. Forster nennt sowas eine »satirische Umsetzung«.

Matz Mainka will höher hinaus. Denn der Lb. Gott hat ihm nicht nur mehr Talent als den Münchner Amokzeichnern geschenkt; auch sein Patriotismus ist tiefer und ernster: Es fiele ihm gar nicht ein, sich aus dem Untergang des SS-Staates eine Gaudi zu machen. Bald jedes Bild in »Werwölfe« steckt voll edler Betroffenheit über die Befreiung. Mainkas holzschnittdicker Strich verleiht den Panels eine Grobheit und Flächigkeit, als würden sie hinter Tränen gesehen. Schwer

hängt der Himmel überm gepeinigten Land und drückt aus allen Farben das Leuchten; die Gesichter der Verlierer künden von Hunger und Schmerz, und sogar die Kartoffelfelder liegen da wie gemartert.

Konsequent gibt Mainka einem Flüchtling die Hauptrolle. Richard, 14 Jahre und verwaist, macht sich aus Braunsberg auf nach Berlin, um dort bei Verwandten unterzukommen. Das Schicksal würfelt ihm Axel, einen großmäuligen Flakhelfer, über den Weg. Durch ihn gerät Richard, ein ganz reiner Tor, der Nazis natürlich nur von ferne kennt, in das Versteck einer »Werwolf«-Gruppe. Ihr gehören lauter arme Verblendete an, Jungs, die es in besseren Zeiten zur Pfadfinderei gezogen hätte; und obschon Lauscher, der Anführer, gern mal den Goebbels macht, saust ihm der Frack, als es ans blutige Geschäft geht, das Russenmord heißt. Ein Attentat auf die Bezirkskommandantur schlägt fehl. und Richard. der die Aktion verschlafen hat, beobachtet traurig den Abtransport seiner Kameraden.

So echt wie Maurus' und Schneiders Begeisterung über den deutschen Aufbruch nach Osten ist Mainkas Mitleid mit den Komplizen der Mörder. Als Angehöriger einer Generation, die aus Lethargie und Bequemlichkeit alles gefressen hat, was ihr aufgetischt wurde, hat er die Lektion, die ihm der Familien-Czaja und mutmaßlich sein Erdkundelehrer erteilten, bestens gelernt und tradiert bedenkenlos ihre weinerliche Gier nach Vergeltung. Mainkas Ressentiment gegen die, die unser Vaterland so lange klein gehalten haben, haut drauf, wo es kann. Im zertrümmerten Berlin-Weißensee erbittert sich Axel: »Hier haust jetzt der Iwan. Benimmt sich wie der letzte Mensch. Klemmt alles, was nicht niet- und nagelfest ist.« Es folgt ein Zwischenschnitt auf plündernde Rotarmisten und eine längere Sequenz mit besoffenen Uri-Uri-Soldaten. Wohl tritt gegen Ende ein Konsalik-kompatibler Alibirusse auf, der aber nur deshalb mehr als die anderen Bolschewiken taugt, weil er die deutsche Sprache versteht. Hier äußert sich derselbe Geist, der in den. Päckchen für Leningrad steckt und »Winds Of Change« in die Top Five Germany führte: Das IV. Reich vergibt gnädig denen, die sich mit ihm hundsgemein machen und nicht länger an zwanzig Millionen ermordete Russen erinnern.

Hat man schon das gewollt Anspruchsvolle von »Werwölfe« – Mainka gibt sich mächtig Mühe, den Rhythmus der Sequenzen comicfremd zu halten – und den auftrumpfenden Dilettantismus von »Operation Odin« rasch satt, und reichen bereits die dürftigen Geschichten, sich beschissen zu fühlen, kommt einem angesichts der treudeutschen Gesinnung ihrer Autoren einfach das Kotzen. Welche Wohltat ist dann »Schatten über Hedelund«!

Endlich eine Erzählung, die den Comic trägt und zugleich von den Vorzügen des Mediums getragen wird. Hesseldahl, Roland und Rehr haben es kein einziges Mal nötig, ein Panel, das nichts als Schauwert besitzt, dorthin zu setzen, wo die Einfälle ausgehen. Ihr Stoff umfaßt so viel, daß sie sich beeilen und die Bilder ins sparsamste Format drängen müssen, um in den marktüblichen 46 Seiten fertigzuwerden. Was sie allerdings nur schaffen, weil sie ihr Werk als den ersten Band einer fünfteiligen Serie konzipiert haben.

Der Ort ist Hedelund, ein Kaff an der Westküste Dänemarks, die Handlung beginnt im März 1940. Noch sind die Deutschen und ihr Krieg ziemlich fern; die Bürger und zumal ihre Kinder haben andere Sorgen. Jorgen verkracht sich mit dem Vater, schmeißt die Schule und verschwindet nach Kopenhagen. Frederike bringt die Matura brav zuende und probiert derweil die Liebe aus. Ihr Vater, Dr. Sander, ist das Witwerleben leid und poussiert mit ihrer Freundin Tove.

Aber der Schatten fällt. Dem Schlachtfest der Nazis entkommt ein Zeuge: Billy, der letzte Überlebende eines versenkten englischen Fischkutters, wird an den Strand von Hedelund gespült. Die dänische Armee macht mobil, und Erling Rode, ein düsterer Mann, dem einiges schwant, folgt ihrem Ruf. Herr Moller betet im Deutschunterricht die NS-Propaganda nach. Eines Morgens regnen Flugblätter aus Hakenkreuz-Bombern auf Hedelund.

Die Wehrmacht hat Dänemark über Nacht besetzt. Der SD nimmt unverzüglich seine Arbeit auf. Erling Rode kehrt, haßerfüllt gegen die Invasoren, heim und organisiert den örtlichen Widerstand. Er und Sander helfen einer Gruppe jüdischer Emigranten, mitsamt Billy nach Schweden zu fliehen; Naziagenten stoppen das Fluchtauto, erschießen die Juden und sperren den Engländer ins Internierungslager. Jorgen ist verschollen; und Frederike so verstört wie jeder in Hedelund. Ein Racheschwur beschließt die Geschichte.

Denn der Serientitel heißt »Die Zeit der Abrechnung«. Und wie wohl tut auch das, dieses Motto, nach den dummdreisten Verharmlosungen Maurus' und Schneiders und Mainkas giftigem Selbstmitleid! Zwar läßt sich bloß spekulieren, wie das dänische Team sein Motto einlöst; die weiteren Bände werden übersetzt erst in den kommenden Monaten erscheinen. Aber Erling Rode, der düstere Mann, läßt einiges hoffen. Und Herr Moller, der Verräter aus Überzeugung, wird so unversöhnlich präzis präsentiert, daß die Deutschen gleich gar nichts zu lachen haben dürften.

Ihr selbstvergessener Freudentaumel im Oktober '89 hat bei den Opfern ihrer letzten Orgie eben nicht die Sympathie, um die man hierzulande notfalls bis zur letzten Patrone kämpft, sondern gesundes Mißtrauen gefunden. »Schatten über Hedelund« zeugt davon, und »Operation Odin« und »Werwölfe« geben den nachgewachsenen Rodes ganz recht

Das Medium Comicstrip, das man schnell satt haben, doch nicht ernst genug nehmen kann, richtet in den Köpfen seiner Verbraucher keinen Schaden an, der nicht schon darin wäre. Aber es besitzt solche Eingängigkeit, setzt so sehr auf Suggestion und Atemberaubung, daß mancher Defekte die Pracht seiner Wahnwelt allein durchs Lesen von Comics erstrahlen lassen kann. Wie jede Form der populären Unterhaltung ändern Bildergeschichten die Tendenzen nicht, sondern

bedienen sie. Daß »Werwölfe« und »Operation Odin« ihre Aufgabe eher pfuscherhaft erfüllen, tröstet wenig. Die bloße Existenz solcher Produkte zeigt an, daß der Markt sich bewegt und wohin die Reise geht. Und da das Medium noch weniger aus- als anrichtet, wird »Die Zeit der Abrechnung« in den Regalen deutscher Comicläden, wenn überhaupt, als schmale Entschuldigung für die geile Nazi-Action klemmen, die drumrum passiert.

Man muß also wachsam bleiben und für den Magen sein MCP-ratiopharm in Griffweite halten. Die Luft da draußen wird ja immer dicker.

Mike Maurus u. Wolfgang Schneider: Operation Odin. EDITION COMICART im Carlsen Verlag 1991, 14,80 Mark

Matz Mainka: Werwölfe. Verlag w.o. 1991, 14,80 Mark

Morten Hesseldahl, Niels Roland u. Henrik Rehr: Schatten über Hedelund Verlag w.o. 1991, 14,80 Mark

Konkret 11/91, S. 56

Hermann Peter Piwitt

Piwitts Siebensachen

1 . Mitte September starb in Eins Plus Robin Hood. In MTV singt Bryan Adams rührend schön »Everything I do« in einem Clip mit Bildern aus dem neuen Robin-Hood-Film. Von gesetzlosen Gerechten träumen die Leute. Begegneten sie einmal einem in der Wirklichkeit, sie würden ihn sofort bei der Polizei anzeigen.

In einem aus der Hamburger Staatsbibliothek entliehenen Buch über die Hussiten las ich dieser Tage von einem Leser mit Bleistift an den Rand geschrieben: »Wenn die Siege der Linken so glänzend sind, warum dann ihre so schnellen Niederlagen?«

»Ihr da oben, wir hier unten« hieß einmal ein vielgekauftes Buch. Wer würde ein Buch mit diesem Titel heute noch kaufen, wo wir alle nun oben sind, unwiderstehlich, locker-imperiale Rasse, jedenfalls im Westen des Reichs, mal abgesehen von den paar Berbern, psychisch Kranken und alleinerziehenden Müttern? – Wie schaffen es die da oben immer wieder, die Macht zurückzuerobern, nachdem sie sie für einen historischen Augenblick haben aus den Händen geben müssen?

2. Manchmal ist einfach Glück im Spiel. Zum Beispiel von wegen Kolumbus; oder »Klumbumbus«, wie man sagt, hier, an der Küste. »Klumbumbus«, secht de Koinich von Sponien, »Klumbumbus, entdeck mi mol Ameriko!« Bereits haben im 15. Jahrhundert frühkommunistische Bewegungen wie der bäuerlich plebejische Flügel der Hussiten gesiegt. Mit dem – den Indios abgepreßten – Gold und Silber gelingt der gründliche Triumph über die sozialen Revolten des 16. Jahrhunderts. Und mit dem Goldschatz, den Francis Drake mit seiner 'Golden Hind' den Spaniern abjagt, ließ sich gleich schon mal die britische Ost-Indien-Company ausstatten, für Keynes Geburtsstunde des imperialen britischen Kapitalismus. Aber Glück haben allein genügt bekanntlich nicht. Gesiegt wird in der Regel kraft vom Gegner aufgenötigter Strategien. Alter wie neuer. Alt ist die Strategie, die da unten in Kriegen aufeinanderzutreiben und sie sich gegenseitig umbringen zu lassen. »Ich war es, der im Jahre 1913 erklärte, daß das Proletariat einen historischen Tag und ein Blutbad braucht« (Mussolini 1919). Erfolge lassen sich wiederum nur strategisch sicherstellen, wenn man sich (Vittorini!) bestimmte Ziele des Gegners einverleibt: In den Organisationen des faschistischen Italien darf sich endlich auch der kleine Mann wichtig fühlen. Und den Habenichtsen gibt Mussolini mit Metzsche zu verstehen: »Lebt gefährlich! (Arturl)... Seid Räuber und Eroberer, solange ihr nicht Herrscher und Besitzer sein könnt!« Eine ausbaufähige Strategie, wie sich dann erwiesen hat: die soziale Frage zuhause lösen, indem man sie draußen verschärft, ohne in Zukunft befürchten zu müssen, es heimgezahlt zu bekommen. Denn bei den gutgenährten Hehlermassen in den Herzländern erkennen die Armen dreier Kontinente *ihren* Anteil an deren Muskeleiweiß nicht länger wieder. Verstanden von den Opfern wird daran nur noch, daß es den Armen überall so gut gehen könne wie bei uns, wenn man nur anständig wirtschafte – wie im Haus der Täter. Also Bahnhof.

3. Terms of Trade: Die Eltern haben nach dem Krieg einen Brillantring. Sie tauschen ihn bei einem britischen Soldaten um gegen drei Büchsen Corned Beef und einen Riegel Kernseife.

4. Soweit, so bekannt. Reicht das, um die an den Rand geschriebene Leserfrage in 'meinem' Hussitenbuch zu beantworten? Herumlesend in diesem Augenblick in einem halben Dutzend Büchern über den italienischen Faschismus, Fülberths »Sieben Anstrengungen...« und Vittorinis »Tagebücher« dabei zur Hand, fallt mir etwas auf: nämlich wie nachdrücklich sozialistische Führer nach dem 1. Weltkrieg vor Zeitgenossen und Nachwelt herausstellen, daß sie ehrenvoll im Krieg gedient hätten. Ohne den Nachweis, sich national bewährt zu haben, konnten Internationalisten offenbar nicht einmal vor den Genossen bestehen, geschweige denn vor der übrigen Öffentlichkeit. Und noch etwas: Nachdem noch bei den Wahlen im November ' 19 die faschistische Liste Mussolini/Toscanini (ja, der Dirigent) in Mailand gerade 4.000 Stimmen hat verbuchen können im Gegensatz zu den 180.000 Stimmen der Sozialisten, triumphiert der Faschismus praktisch innerhalb eines einzigen Jahres (22/23), obwohl im Zentrum der Kämpfe im Norden auf sozialistischer Seite die große Mehrheit der Industrie- und Landarbeiter steht.

Warum? Er kommt dem liberalen Staat gelegen als Streikbrecher und Retter des großwirtschaftlichen Privateigentums. Industrielle unterstützen ihn mit Geld. Latifundisten stellen Fahrzeuge bereit; Polizei und Armee-Einheiten Waffen. Und die Führer der Sozialisten predigen, was sie nicht wollen: die Revolution, – und rufen bei jeder Gelegenheit zum Generalstreik auf bis zur Ermüdung aller Kräfte. Soviel zur Geschichte jener Klassenkämpfe.

5. Was ist mit ihrer Gefühlsgeschichte?

Mussolini datierte den Anfang seiner Revolution auf das Jahr 1914. Er hat damit auch die erste und vorentscheidende Niederlage des proletarischen Internationalismus datiert. Die späteren – die Machtergreifung Stalins und Hitlers, und die vorerst endgültige Niederlage heute – ergaben sich daraus: Generalstreiks und massenhafte Verweigerung über die Grenzen hinweg hatten die

Führer der nationalen sozialistischen Parteien für den Ernstfall eines europäischen Krieges geplant gehabt. Aber die wundersamste Idee seit Christi Bergpredigt entzündet im entscheidenden Moment die Herzen nicht und die Ermordung Jean Jaurès kann dafür allein nicht ausschlaggebend gewesen sein. Tiefere, frühere Schichten erweisen sich als affektiver; lebendigere Gefühlsvergangenheiten, uralte Primatenängste, daß Fremde jederzeit auftauchen und uns das Vieh und die Frauen wegtreiben können, wenn wir ihnen nicht zuvorkommen.

Heißt das, verehrter Vittorini, daß der Sozialismus erst eine Chance hätte, wenn es keine Fremden mehr gibt? Die nationalen Grenzen auch in den Seelen gefallen sind? Und wie wird er dann aussehen? Gewiß nicht so wie erträumt. Soviel von den Zielen des Gegners ihm bis dahin einverleibt sein wird. Die grauenhafte Natur des Menschen dabei eh in Rechnung gestellt.

6. José Saramago (in »Handbuch der Malerei und Kalligraphie«): »Die Kultur, die Ideologie und auch das, was wir Zivilisation nennen, ist ein durchgewalkter Filz, der aus tausend Teilchen besteht: Geerbtes, Stimmen, verschwundene und weiterlebende Aberglauben, schlichte und einfache Überzeugungen.« Und: »Die Menschen können nicht Brüder sein, genauer gesagt: nicht alle Menschen können Brüder sein. Weder Rockefeller noch Melo, Krupp, Schneider, Champalimaud, Brito, Vinhas, Agnelli, Dupont de Nemours sind meine Brüder noch die Polizei die ihnen dient. Polizei und Finanziers, die sind Brüder... Die Welt ist alt und leidet.«

7. Vorerst, nach den Jahrzehnten ihrer Verstaatlichung, haben die Klassenkämpfe wieder begonnen; und wie das so ist, bei Haftentlassenen, treten sie deformiert auf: als ubiquitäre, ethnisch, religiös und rassistisch begründete Gemetzel zunächst einmal; wie zu ihren Anfängen. Von Hoyerswerda bis Mittelasien. Und dumpf und zynisch reden die die sich womöglich noch für aufgeklärt halten, von 'europäischem Patriotismus'; immerhin schon.

However: It's a long way to Tipperary. Und, natürlich, ist der Weg das Ziel.

Kasten **»Elio Vittorini:«** auf Seite 56

Die historischen Kräfte sind unrein

(Auszug aus den Tagebüchern, August 1937)

In dem Kampf zwischen Neuheit des Bewußtseins und Gewicht der Trägheit, der gesetz- und regellos die Geschichte ist, sehen wir, wie eine Revolution, die auf gutem, sicherem Weg schien, sich plötzlich mit einem noch mächtigen Ideengerümpel verunreinigt..., stillsteht, um dann einige Jahrhunderte später wieder aufzuflammen und sich in Bewegung zu setzen, weiter, großherziger, lichter, aber auch komplizierter durch neue reaktionäre Krankheiten. Ich meine zum Beispiel die bürgerliche Revolution, die sich – man kann das nicht bezweifeln – zum erstenmal mitten im Mittelalter durch das Aufblühen der Stadtrepubliken, der Comuni, kundgetan hat. Wir wissen genau, wie und wie sehr die Comuni in Italien, doch auch außerhalb, eine gewisse Zeit hindurch bürgerlich waren und wie es dann den Adligen gelang, das Ideengerümpel ihrer Ordnungen zu retten, indem sie Städter wurden und unter den Städtern Parteien bildeten und deren Häupter wurden. Der Adel rettete sich, indem er seine alte feudale Freiheit opferte und die bürgerliche Revolution unterbrach... So wurde ein Durchgang durch Jahrhunderte der absoluten Monarchie notwendig... ehe sich die bürgerliche Revolution ein zweites Mal manifestieren und behaupten konnte**.**

Konkret 11/91, S. 58

Gerd Peter Kossler

Mit allem zufrieden ...

... und vom Mutwillen geplagt: die Redlichkeit der deutschen Volksseele in einem Märchen der Gebrüder Grimm

Der Jude im Dorn

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erste aus dem Bett und abends der letzte hinein, und wenn 's eine saure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, so stellte er sich immer zuerst daran. Dabei klagte er nicht, sondern war mit allem zufrieden und immer lustig. Als sein Jahr herum war, gab ihm der Herr keinen Lohn und dachte: Das ist das Gescheiteste, so spare ich etwas, und ergeht mir nicht weg, sondern bleibt hübsch im Dienst. Der Knecht schwieg auch still, tat das zweite Jahr wie das erste seine Arbeit, und als er am Ende desselben abermals keinen Lohn bekam, ließ er sich 's gefallen und blieb noch länger. Als auch das dritte Jahr herum war, bedachte sich der Herr, griff in die Tasche, holte aber nichts heraus. Da fing der Knecht endlich an und sprach: »Herr, ich habe Euch drei Jahre redlich gedient, seid so gut und gebt mir, was mir von Rechts wegen zukommt: ich wollte fort und mich gerne weiter in der Welt umsehen.« Da antwortete der Geizhals: »Ja, mein lieber Knecht, du hast mir unverdrossen gedient, dafür sollst du mildiglich belohnt werden«, griff in die Tasche und zählte dem Knecht drei Heller einzeln auf, »da hast du für jedes Jahr einen Heller, das ist ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herrn empfangen hättest.« Der gute Knecht, der vom Geld wenig verstand, strich sein Kapital ein und dachte: Nun hast du vollauf in der Tasche, was willst du sorgen und dich mit schwerer Arbeit länger plagen.

Da zog er fort, bergauf, bergab, sang und sprang nach Herzenslust. Nun trug es sich zu, als er an einem Buschwerk vorüberkam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief: » Wo hinaus, Bruder Lustig? Ich sehe, du trägst nicht schwer an deinen Sorgen. « – » Was soll ich traurig sein«, antwortete der Knecht, »ich habe vollauf, der Lohn von drei Jahren klingelt in meiner Tasche.« – »Wieviel ist denn deines Schatzes.?« fragte ihn das Männchen. – » Wieviel? Drei bare Heller, richtig gezählt.« – »Höre«, sagte der Zwerg, »ich bin ein armer, bedürftiger Mann, schenke mir deine drei Heller: ich kann nichts mehr arbeiten, du aber bist jung und kannst dir dein Brot leicht verdienen.« Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen fühlte, so reichte er ihm seine drei Heller und sprach: »In Gottes Namen, es wird mir doch nicht fehlen. « Da sprach das Männchen: » Weil ich dein gutes Herz sehe, so gewähre ich dir drei Wünsche, für jeden Heller einen, die sollen dir in Erfüllung gehen.« – »Aha«, sprach der Knecht, »du bist einer, der blau pfeifen kann. Wohlan, wenn's doch sein soll, so wünsche ich mir erstlich ein Vogelrohr, das alles trifft, wonach ich ziele; zweitens eine Fiedel, wenn ich darauf streiche, so muß alles tanzen, was den Klang hört; und drittens, wenn ich an jemand eine Bitte tue, so darf er sie nicht abschlagen.« – »Das sollst du alles haben«, sprach das Männchen, griff in den Busch, und, denk einer, da lag schon Fiedel und Vogelrohr in Bereitschaft, als wenn sie bestellt wären. Er gab sie dem Knecht und sprach: »Was du dir immer erbitten wirst, kein Mensch auf der Welt soll dir's abschlagen. «

»Herz, was begehrst du nun?« sprach der Knecht zu sich selber und zog lustig weiter. Bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen Ziegenbart, der stand und horchte auf den Gesang eines Vogels, der hoch oben in der Spitze eines Baumes saß. »Gottes Wunder!« rief er aus, »so ein kleines Tier hat so eine grausam mächtige Stimme! Wenn's doch mein wäre! Wer ihm doch Salz auf den Schwanz streuen könnte!« – »Wenn's weiter nichts ist«, sprach der Knecht, »der Vogel soll bald herunter sein«, legte an und traf aufs Haar, und der Vogel fiel herab in die Dornhecken. »Geh, Spitzbub«, sagte er zum Juden, »und hol dir den Vogel heraus.« – »Mein«, sprach der Jude, »laß der Herr den Bub weg, so kommt ein Hund gelaufen; ich will mir den Vogel auflesen, weil Ihr ihn doch einmal getroffen habt«, legte sich auf die Erde und fing an, sich in den Busch hineinzuarbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn steckte, plagte der Mutwille den guten Knecht, daß er seine Fiedel abnahm und anfing zu geigen. Gleich fing auch der Jude an, die Beine zu heben und in die Höhe zu springen: und je mehr der Knecht strich, desto besser ging der Tanz. Aber die Dörner zerrissen ihm den schäbigen Rock, kämmten ihm den Ziegenbart und stachen und zwickten ihn am ganzen Leib. »Mein«, rief der Jude, »was soll mir das Geigen! Laß der Herr das Geigen, ich begehre nicht zu tanzen.« Aber der Knecht hörte nicht darauf und dachte: Du hast die Leute genug geschunden, nun soll dir's die Dornhecke nicht besser machen, und fing von neuem an zu geigen, daß der Jude immer höher aufspringen mußte und die Fetzen von seinem Rock an den Stacheln hängenblieben. »Au weih geschrien!« rief der Jude, »geb ich doch dem Herrn, was Er verlangt, wenn Er nur das Geigen läßt, einen ganzen Beutel mit Gold.« – »Wenn du so spendabel bist«, sprach der Knecht, »so will ich wohl mit meiner Musik aufhören; aber das muß ich dir nachrühmen, du machst deinen Tanz noch mit, daß es eine Art hat«; nahm darauf den Beutel und ging seiner Wege.

Der Jude blieb stehen und sah ihm nach und war still, bis der Knecht weit weg und ihm ganz aus den Augen war, dann schrie er aus Leibeskräften: »Du miserabler Musikant, du Bierfiedler: wart, wenn ich dich allein erwische! Ich will dich jagen, daß du die Schuhsohlen verlieren sollst: du Lump, steck einen Groschen ins Maul, daß du sechs Heller wert bist«, und schimpfte weiter, was er nur losbringen konnte. Und als er sich damit etwas zugute getan und Luft gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter. »Herr Richter, au weih geschrien! Seht, wie mich auf offener Landstraße ein gottloser Mensch beraubt und übel zugerichtet hat: ein Stein auf dem Erdboden möcht sich erbarmen: die Kleider zerfetzt! Der Leib

zerstochen und zerkratzt! Mein bißchen Armut samt dem Beutel genommen! Lauter Dukaten, ein Stück schöner als das andere: um Gottes willen, laßt den Menschen ins Gefängnis werfen. « Sprach der Richter: » War's ein Soldat, der dich mit seinem Säbel so zugerichtet hat.?« – »Gott bewahr!« sagte der Jude, »einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Buckel hängen und eine Geige am Hals; der Bösewicht ist leicht zu erkennen. « Der Richter schickte seine Leute nach ihm aus, die fanden den guten Knecht, der ganz langsam weitergezogen war, und fanden auch den Beutel mit Gold bei ihm. Als er vor Gericht gestellt wurde, sagte er: »Ich habe den Juden nicht angerührt und ihm das Geld nicht genommen, er hat mir's aus freien Stücken angeboten, damit ich nur aufhörte zu geigen, weil er meine Musik nicht vertragen konnte. « – »Gott bewahr!« schrie der Jude, »der greift die Lügen wie Fliegen an der Wand.« Aber der Richter glaubte es auch nicht und sprach: »Das ist eine schlechte Entschuldigung, das tut kein Jude«, und verurteilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Raub begangen hätte, zum Galgen. Als er aber abgeführt ward, schrie ihm noch der Jude zu: »Du Bärenhäuter, du Hundemusikant, jetzt kriegst du deinen wohlverdienten Lohn. «

Der Knecht stieg ganz ruhig mit dem Henker die Leiter hinauf, auf der letzten Sprosse aber drehte er sich um und sprach zum Richter: »Gewährt mir noch eine Bitte, ehe ich sterbe. « – »Ja«, sprach der Richter, »wenn du nicht um dein Leben bittest.« – »Nicht ums Leben«, antwortete der Knecht, »ich bitte, laßt mich zu guter Letzt noch einmal auf meiner Geige spielen. « Der Jude erhob ein Zetergeschrei: »Um Gottes willen, erlaubt's nicht, erlaubt's nicht!« Allein, der Richter sprach: » Warum soll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen: Es ist ihm zugestanden, und dabei soll es sein Bewenden haben.« Auch konnte er es ihm nicht abschlagen wegen der Gabe, die dem Knecht verliehen war. Der Jude aber rief: »Au weih! Au weih! Bindet mich an, bindet mich fest.« Da nahm der gute Knecht seine Geige vom Hals, legte sie zurecht, und wie er den ersten Strich tat, fing alles an zu wabern und zu wanken, der Richter, die Schreiber und die Gerichtsdiener: und der Strick fiel dem aus der Hand, der den Juden festbinden wollte; beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Henker ließ den guten Knecht los und machte sich zum Tanze fertig; bei dem dritten Streich sprang alles in die Höhe und fing an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und sprangen am besten. Bald tanzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbeigekommen war, alte und junge, dicke und magere Leute untereinander: sogar die Hunde, die mitgelaufen waren, setzten sich auf die Hinterfüße und hüpften mit. Und je längererspielte, desto höher sprangen die Tänzer, daß sie sich einander an die Köpfe stießen und anfingen jämmerlich zu schreien. Endlich rief der Richter ganz außer Atem: »Ich schenke dir dein Leben, höre nur auf zu geigen. « Der gute Knecht ließ sich bewegen, setzte die Geige ab, hing sie ,wieder um den Hals und stieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag und nach Atem schnappte, und sagte: »Spitzbube, jetzt gesteh, wo du das Geld her hast, oder ich nehme meine Geige vom Hals und fange wieder an zu spielen.« »Ich hab's gestohlen, ich hab's gestohlen«, schrie er, »du aber hast's redlich verdient.« Da ließ der Richter den Juden zum Galgen führen und als einen Dieb aufhängen.

*

Aus der bekanntesten Sammlung deutscher Märchen, die wohl auch auf dem mythischen Allgemeingut aller Völker basieren, ragt dieses Beispiel als Bastard hervor. Daß in einem Märchen, also einem vorgeschichtlichen Stoff, ein Jude als Jude eine Rolle spielt, mag man sich durch spätere Umformung oder Überlagerung erklären; dann bleibt die Frage nach dem ursprünglichen Gehalt, auf die es aber hier keine Antwort gibt, weil davon nichts erkennbar ist.

Die Geschichte ist zwar aus lauter Elementen aufgebaut, wie sie in Märchen gang und gäbe sind, sie erscheinen aber jeweils zwielichtig, voller Widersprüche. Die wesentlichen erzählerischen Gags, die teils faulen und teils fiesen Tricks, die üblicherweise gegenüber dem mächtigen und bösen Teufel – und dort natürlich zurecht – angewandt werden, gelten hier einem menschlichen Platzhalter, von dessen Schuld oder Unschuld nichts feststeht, der bloß von vornherein als schuldig definiert wird, als Jude eben; der am Schluß gewonnene Lohn ist – ein Verstoß gegen das Grundgesetz der Märchen – in keinem Fall gerecht, sondern entweder dem Juden geraubt oder als Raub von ihm übernommen; auch befindet sich der Empfänger des Lohns weder in Bedrängnis noch in materieller Not. Als guter, redlicher, lustiger Kerl wird er vorgestellt, und die ganze Geschichte dreht sich nur um Geld. Gütig ist er vor allem zu seinem Arbeitgeber; schon in diesem Treueverhältnis steckt der Wurm, denn der Herr ist zugleich ein »Geizhals«. Der Knecht seinerseits ist zugleich ein Muster an Fleiß und eines an Faulheit, hat er doch keineswegs vor, »sich mit schwerer Arbeit länger zu plagen«. Zur Faulheit kommt die Unfähigkeit, ganz normale und berechtigte Ansprüche zu vertreten, in der Darstellung veredelt als Unfähigkeit, mit Geld umzugehen: wie sich alsbald zeigt, ist Geld sein einziger Lebenszweck.

Arbeitslos, aber reinen Herzens zieht er in die Welt und findet Gelegenheit, seine Güte zu demonstrieren. Nicht an einem Bettler oder einem armen Tier, sondern an einem Geisterwesen. Wo sich sonst Geister freikaufen oder erkenntlich zeigen, wird hier ein bloßer Handel vollzogen. Es gibt sichtbar keine Not, auf die sich die Güte beziehen könnte – Lumpen, Gebrechen, Alter – , sie stellt sich einfach dar und rechnet schon mit dem Schnäppchen: drei Heller gegen drei Wünsche. Der gute Kerl, der mit seinem Geld »vollauf« zufrieden war, wünscht sich als erstes etwas Unverdächtig-Bescheidenes, dann, ebenso unverdächtig, etwas von kulturellem Wert; der dritte Wunsch, sonst dem frommen Begehren nach der ewigen Seligkeit, Gesundheit oder einem langen Leben vorbehalten, zeigt seine Maßlosigkeit: mit ihm hätte er in jedem anderen

Märchen den Bogen überspannt. Aus einem solchen plump-raffinierten Universalwunsch läßt sich nämlich keine Geschichte fortspinnen, die nicht binnen kurzem fade würde. Also bleibt es bei den beiden anderen.

Dem guten Kerl könnte das Blasrohr als Waffe dienen, aber wozu die Geige? In einer sadistischen Konstruktion wird das Musikinstrument zum Folterwerkzeug, unter Einbeziehung und Schändung der Kunst selbst ebenso wie des Tanzes, des harmlosesten menschlichen Vergnügens (das hier noch eine spezielle jüdisch-folkloristische Komponente hat). Das Opfer ist einer, der Geld hat und gegen den man sich gleichzeitig einiges herausnehmen kann. Der Jude ist außerdem einer, der sich am Gesang eines Vogels erfreut, was dem guten Kerl wahrscheinlich noch nie gelungen ist – er genießt es, einmal Herr zu sein und Herr genannt zu werden. Mit dem Sadismus wechselt die Geldgier und der Luxus des höhnischen Witzes, wo sonst nur Flüche unterdrückt wurden. Der Jude verliert in dem Augenblick, da er ihm feige nachkeift, alle Kennzeichen seines Jargons und schimpft im reinsten Hochdeutsch; die Verfluchung desjenigen. der nichts davon hören soll, womit man sich nur Luft macht, ist eigentlich die des Brotherrn vom Anfang. Sie steht nur hier, damit sich eine Geschichte ergibt, in der sie auch einmal ausgesprochen werden kann.

Der gute Kerl hat viel Ehr, weil er viel Feind hat. Nun, da er zum Verbrecher geworden ist, kommt auch noch die gesamte Rechtsordnung hinzu, die zwar nicht per definitionem schlecht ist wie ein Jude, die aber Fehlentscheidungen trifft, weil sie den Juden als Rechtssubjekt anerkennt. Die Rechtfertigung, die der gute Kerl vorbringt, ist die Wahrheit als Lüge als Wahrheit – ein eitler Trick, da die Aussage nach Maßgabe seines eigenen Judenhasses unglaubwürdig sein muß. Er ist nun zum Opfer seiner vorgelogenen Wahrheit geworden, und von jetzt an bleibt er das Opfer. Ruhig besteigt er das Schafott, im Besitz unschlagbarer Mittel. Sein letzter Wunsch geht in Erfüllung: die Rechtsordnung zuerst lächerlich zu machen und dann aufzuheben. Der Richter versagt, das Opfer wird hingerichtet, und der Täter hat die Belohnung *redlich verdient*.

Allein diese absurde Schlußpointe charakterisiert das »Märchen«, selbst wenn man sich zunächst von dem Juden im Titel nicht verleiten lassen möchte. Der autoritäre Charakter schnürt sein Ränzel und marschiert als Bruder Lustig in die Welt hinaus, um am Ende zu Reichtum, wenn auch nicht zum Glück zu gelangen. Interessant, was die deutsche Volksseele sich hier und da für Helden erkor, interessant auch, was deutsche Philologen für sammelnswert erachteten. Und geradezu ein Witz, wie hier alles paßt und wie hier alles offen ausgeplaudert wird.

Konkret 11/91, S. 60

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Horst Tomayer Weltrechtsanwalt vor Ort

Staatsanwaltschaft beim Landgericht Karlsruhe

Sehr geehrte Staatsanwaltschaft!

Namens und im Auftrag des Wolgauferabschnitts 1.853,7/ 1.853, 8 Werst, des australischen Blocksbergs Rockidocki, der Amazonasmäander GmbH, des Saharasandkastens C 11/99917432802 a, der zwo Polkappen, der Uffizien, des Ewigen Armenfriedhofs, des Gorillagettos Nju Ginnea, der Tölpel/Fregattvogelhölle St. Darwin, des Terraincognitaremembermuseums Heidkate sowie der unter Ausschluß der Drosselheimer Rüdesgaß amtierenden acht Weltwunder zeige ich hiermit an

Sabine Dorwarth,

Industriekauffrau Edith Angst,

Industriekauffrau Uwe Erhardt,

Kriminalbeamter Heike Bühler,

Studentin

Thomas Rotfuß,

Außenhandelsvertreter

(alle in 7518 Bretten)

wegen Bildung einer Kriminellen Vereinigung (»Die Schäfer«) zum Zweck der Weltverhetzung. Ferner zeige ich an: Herrn Dr. Hanns Peter Bushoff von der Firma Ariola als Mitverbrecher.

Als Beweis füge ich die Compact Disc Digital-Audio Scheibe Nummer 664832 bei, wo's in dem Lied »Ich lebe gern in diesem Land« heißt: »Die Welt kann nirgends schöner sein« (Text dito anbei).

Bei der Pflichtverfolgung des Verbrechens der Weltverhetzung bitte ich Sie, sich von meiner rein privaten Meinung, daß mer über'm Haupt dieses an der Fünfzigjahreauschwitzerinnerungsindgenughandabwehr

aufs sorgfältigste mit schwarzrotgoldnem Bierzipfl an der Guitarre schmarotzenden Hitlerenkelgesindel das Blut der EG-Ware Schaf kübelweis auskübeln müßt, bis es schpeibn muß, dieses Gsindel, in seiner aus den Leibern der Ware Schaf geschlagnen Schafliedtrikota'aasch, weder ver noch leiten zu lassen. Erheben Sie lediglich Anklage, den Rest besorgt der nächstbeste antichauvinistische deutsche Weltrichter.

Hochachtungsvoll

Horst Tomayer

Ich lebe gern in diesem Land

Grüne Wiesen sanfte Höhn

Heidemoor und blaue Seen

Wie ein Bild ist die Natur

Friede herrscht in Wald und Flur

Dörfer wie gemalt von Meisterhand

Ich liebe dich mein Heimatland

Ich lebe gern in diesem Land

Wo schon die Wiege meiner Ahnen stand

Die Welt kann nirgends schöner sein

Als hier zuhaus hier bei mir daheim

Schiffe ziehn den Strom entlang

Reben blühn am Uferhang
Kirchen Schlösser rings umher
Stolze Burgen manches Wehr
Zeugen von des Menschen Hand
Ich liebe dich mein Heimatland
Ich lebe gern in diesem Land
Wo schon die Wiege meiner Ahnen stand
Die Welt kann nirgends schöner sein
Als hier zuhaus hier bei mir daheim
Und zu allen Jahreszeiten
Frohe Lieder uns begleiten
Jeder wird das gut verstehn
Ja die Heimat sie ist schon
Die Zukunft liegt in unsrer Hand
Gott zum Gruß mein Heimatland
Ich lebe gern in diesem Land
Wo schon die Wiege meiner Ahnen stand
Die Welt kann nirgends schöner sein
Als hier zuhaus hier bei mir daheim

Konkret 11/91, S. 62

Diedrich Diederichsen

□ In Las Vegas ausgesessen□

Exklusiv für ein Publikum, □ das zu einem nicht unwesentlichen Teil seine Eintrittskarten mit Schutzgelderpressungen verdient□ ,hat Frank Sinatra am 5. Oktober in Frankfurt das einzige Deutschland-Konzert seiner diesjährigen Europa-Tournee gegeben. Diedrich Diederichsen hat ihm zugehört

Ditdit-dehdehdeh – Ditdit-dehdeh deh. Ich schiebe die Bahnhofstür beiseite, ich tauche in die B-Ebene ein, ich habe keine Bomber-ja-a-cke dabei, die sie mir klauen können, dit, ich tauche aus der B-E-bene auf, werfe einen Blick in die heimelige Hütchenspielerkneipe, lasse mein Auge die Skyline der Verwaltungsge-bäu-häu-de absuchen. Frankfurt am Main, hierher kommen Frank und ich und treffen uns in der Mitte: »I'm glad to be here. I've never been in the area and I enjoyed to watch, how it works.«

Thomas Mann war dabei, als man in Amerika die Popkultur erfand, zumindest las er die Zeitungen, die dabei waren: »Pacific Palisades, Sonntag den 15 VIII. 43/Organisation des Vortrags./Einleitung. Allein etwas gegangen. Häusliches Mahl, ohne Mädchen. Gelesen die Zeitung. Über die Ekstase des weiblichen Publikums gestern in der Bowl bei den Gesängen eines populären Baryton-Boys Frankie Sinatra. – Nachmittags allerlei Erledigungen mit Dr. Joseph./Er beginnt, den Roman abzuschreiben./Abends Kaffee. Gelesen im Schindler. – Abreise Churchills von Hydepark, wo er 3 Tage mit Roosevelt verbracht. Friedensdemonstrationen unter Bombardements in Italien. Rom überstürzt zur offenen Stadt erklärt.«

Frankfurt überstürzt zum Tabellenführer erklärt. Bayerns fünfte Heimniederlage, (heute, am Tag der Niederschrift, eine Woche nach dem Konzert). Welchem Konzert, dem in der Hollywood Bowl? Das war exakt 14 Jahre vor meiner Geburt und 48 Jahre vor dem Auftritt in Frankfurt, von dem ich hier singe, exklusiv vor American Express Members und Schwarzmarkthöchstpreisezahlern. Wer was auf sich hielt, verschwand schon auf den von der Buchmesse her bekannten endlos langen Gängen des Ffm-Messe-Anwesens nach links in die VIP-Lounge, aber auch für den Rest war gesorgt. Sechs bis sieben Bars, die um 5,80 Tuborg und andere Getränke feilboten. Duftende Garküchen, wo man warme Snacks bekam. Schmucke Kellner und Kellnerinnen, die ungefragt die Aschenbecher der Stehtischchen leerten. Gespräche, zum Belauschen wie dieses: »Die Schneiders sind da, die Werners sind da, und die Buchsbergers sind da, aber wir sind im 'Marriot's'.« Sagt die Headhunterin zur Headhuntersgattin.

»Tja, Leute, was soll ich euch sagen: man ist halt keine 15 mehr. Wozu auch? Ein gräßliches Alter, sage ich euch. Ich bin froh, daß ich's hinter mir hab. Da interessiert man sich ja noch nicht mal für Girls. Das heißt: That was a lie.« Und ich dachte auch immer, es sei ein sehr gutes Jahr gewesen, als er seventeen war. Aus irgendeinem Grund bestand ein Großteil der Conference von Sinatra aus Bemerkungen darüber, daß er die Musik der jungen Leute nicht verstehe und daß man von ihm nicht erwarten dürfe, daß er so'n Zeugs singen würde. Wer hatte denn das erwartet?

Nun, vermutlich der Baryton-Boy selber, war er es doch gewöhnt, Girls – oder in seiner Sprache: broads – zu becircen, die natürlich ein gewisses Alter nicht überschreiten durften. Und in letzter Zeit hatte er sich ziemlich stark in die aktuelle Jugendkultur eingemischt, Pop ist sein Metier, und was da läuft, noch immer seine Konkurrenz. Nachdem Sinead O'Connor einen Festival-Auftritt abgesagt hatte, weil zu Beginn des Festivals die amerikanische Nationalhymne gespielt werden sollte, hatte Sinatra – Was ging ihn das an; Hätte er sich rausgenommen, seinerzeit Hendrix zu maßregeln? – sich angeboten, der jungen Dame Manieren beizubringen, »mit einem anständigen Tritt in den Arsch«, wenn Sie verstehen, was ich meine. Amerika ist begeistert. Als es neulich ein junger Fanzine-Redakteur unter Vorspiegelung der falschen Tatsache, einer von Frankies Unterwelt-Freunden zu sein – er ist bekannt dafür, alle italienischen Akzente der Chicagoer Unterwelt imitieren zu können – schaffte, sich von Sinatras Sekretärin zum Chef durchstellen zu lassen und sich dann zu erkennen gab und ein Interview erbat, bekam er nach einer angemessenen Schweigepause zu hören: »Du bist tot. Pause. Deine Mutter ist tot. Pause. Dein Vater ist tot. Dein Bruder ist tot. Deine Schwester ist tot.« Klick. Es gibt ein Problem mit den jungen Leuten, obwohl die ihm in den 80er Jahren zumindest hierzulande zu einer, sagen wir: siebten Karriere verholfen haben und nun zu Geld oder einer American Express Karte gekommen, einen nicht unwesentlichen Teil des Publikums stellten.

In den mittleren 70ern erschien die bislang anschaulichste Geschichte der Pop-Kultur, »Rock Dreams« von Nik Cohn (Text, meist nur eine Zeile pro Bild) und Guy Fellaert (hysterische Popstar-Porträts in Farbe und vor einem Hintergrund aus Songtexten und Biographie entnommene Details, die das wirkliche Image ergaben): auf der ersten Seite, sozusagen als Schmutztitel, das einzige s/w-Bild: Frank Sinatra mit Glas und Ziese, darunter die unsterbliche (sic!) Zeile der Who: »Hope I die before I get old !« Das war damals noch die Formel, mit der man sich für immer von ihm verabschieden konnte, auch wenn es die Anerkennung einschloß, daß mit ihm alles angefangen hatte: das Nichtmehraltwerdenwollen. Wenn mich einer gefragt hätte, was Sinatra seit »The Man With the Golden Arm« gemacht hat, hätte ich bis 1982 auch garantiert keine Antwort gewußt: sich scheiden lassen? Ein paar Frauen, Mia Farrow, Laureen Bacalls erster Mafin nach Bogart, sich von seiner Tochter porträtieren lassen, Schutzgelder säubern, Leute, die Ava Gardner beleidigen, zusammenschlagen? Junkie-Jazz-Drummer war vermutlich die letzte coole Rolle, die er gespielt hat. Als sich über verstärkte Soul-Rezeption der Rock-

Kultur-Horror vor Glanz, Streichern und der Inszenierung von Gefühlen wie ein dummer Nebel im Laufe der Postmoderne langsam löste, wanderten Sinatra-Singles langsam in Jukeboxen postmoderner Kneipen. Man drückte sie noch bis circa Frühsommer 84 mit dem gleichen campy Vergnügen, mit dem man vorher die Cramps und danach »Children Of The Revolution« von T. Rex wählte. Das war die Zeit, als Gremliza zu Gerald Hündgen in dem legendären SPEX-Interview »Härter als der Rest« mitteilte, er habe sich sagen lassen, in diesen New-Wave-Kreisen gäbe es eine neue Sinatra-Rezeption.

Daß dafür vor allem ein Song verantwortlich war, konnte man auch in Frankfurt wieder bestätigt finden: Als nach einem wunderbar gedehnten und mit viel Altmänner-Soul zelebrierten »One For My Baby...« die in diesem Kontext brachialen Fanfaren von »New York, New York« die Stille zerfetzten, reagierte das Davis-Cup-Publikum mit dem größten Enthusiasmus, zu dem es fähig war. Das liegt natürlich daran, daß man hier auch den Text ganz auf sich als zeitgenössischen Nachnewyorkgeher übertragen konnte. In den 80er Jahren ging ja jedermann und sein Schwager nach New York, um es da zu »machen« (und wenn das »machen« nur darin bestand, als Tourist einen Bummel durch die South Bronx stolz zu überleben und davon zu prahlen) oder um woanders hinzugehen und es da zu »machen«, als wär's New York (Frankfurt zum Beispiel mit seinen rührend blöden, aber beeindruckenden multikulturellen Weißweinskylines). Ich mußte den ganzen Song über an Bret Easton Ellis denken. Wenn ich in New York killen, schlitzen und foltern kann, kann ich überall killen, schlitzen und foltern. (Man denkt immer an solche Sachen, wenn Songs einfach zu bekannt sind, um sie noch einfach anhören zu können: außerdem würde Ellis ja im Rahmen der bald durch diese Gänge sich schiebenden Buchmesse der Nachfolger Sinatras in diesen Räumen sein, als Mittelpunkt von unaufmerksamer Aufmerksamkeit.)

Der Titel »New York, New York« profitiert ja davon, daß er einfach nur die bekannteste Postanschrift der Welt postalisch korrekt wiederholt; nicht der Name der vergötterten Stadt wird wiederholt, nein, nach New York schreibt man New York, New York, Stadt, Staat. Wann immer man diese Adresse las, fing man an, diese Fanfare zu summen (guter Beat auch), seit der Zeit zumindest, als hier alle dahin aufbrechen wollten wie zehn Jahre vorher nach Indien. Grönemeyer versuchte, diese Methode später erfolglos mit »4630 Bochum« (freiwillig unfreiwillig) komisch zu kupfern. Aber das war harmlos gegen die heutigen New York, New York-Triebe. Wenn in »Tempo« der bekannte, bisher nur ungefährlich-tattrige Horx sich ein multikulturelles Deutschland wünscht, das so richtig geil lebensgefährlich, brutal, konfliktreich, drogensüchtig, rassistisch, kriminell etc. sein soll wie das Vorbild »New York, New York«; wenn sich den Ausländerfeinden solche Ausländerfreunde hinzugesellen, die sich schon darauf freuen, daß bald noch mehr Leute für nichts und eine Hundehütte nicht nur in Kneipen arbeiten, sondern bald auch die Crack-Versorgung für pittoresk am Straßenrand herumliegende, Metropolenflair verbreitende Obdachlose sicherstellen (»Tempo«, 10/91).

Nach den Meldungen im »Express«, Sinatra habe Alzheimer, hatten wir uns noch vorgestellt, wie lustig es wäre, wenn er tatsächlich, wie dort behauptet, Textzeilen vergäße: »Start spreading the... äh... was mal noch?... disease?« Die Idee, daß einer, der nur aus unsterblichen Textzeilen besteht, die jeder kennt, selbst anfangen sollte, die unsterblichen Zeilen zu vergessen, hat etwas zuundzu Tröstliches. Sic-transit-gloria-Benneton-Soldatenfriedhof-mäßig. Stattdessen fast eineinhalb Stunden konzentrierter Show, fitter als die meisten der Peter-Weck-artigen, Rainer-Günzler-mäßigen und leicht ins Lou-van-Burg-hafte lappenden Herren, die ihre jüngeren Damen in den VIP-Bereich führten, wo sie Frank Sinatra nicht kennenlernen würden, weil der seine ganze Europa-Tour von einem Hauptquartier in Paris aus bestreitet, wohin es jeden Abend zurückgeht. Ich hatte erwartet, es singt eine Mumie ihre fünf bekanntesten Lieder, aber der Alte tigerte unentwegt charismatisch die Bühne rauf und runter und beklagte sich über die Jugend. Dazwischen kamen diese Hits, ein paar mehr, als ich dachte, aber das Orchester, das die durchweg von Sinatra angegebenen historischen Arrangements reproduzierte, fiel nicht weiter auf. Für meine Ohren war es sowieso schon so leise, daß ich's fast nicht hören konnte (als wäre nur die Stimme elektrisch verstärkt), dann machte es durch keine noch so geringe Abweichung vom Bekannten auf sich aufmerksam, so daß nur die soulig brüchig gewordene, aber noch als einst GROSS erkennbare Stimme blieb. Die einem in ihrem vormaligen GROSSEN Zustand wohl nur auf den Nerv gegangen wäre (wer kann schon große Stimmen ertragen? Ohne satte Analfixierung?).

Aber auf den Rängen war nicht viel los. Dafür unten, im Service-Bereich, von wo aus auch die Gesichtszüge und das bekannte BLAUE in den blauen Augen auch für Leute, die weniger als 500,- bezahlt haben, zu sehen waren, direkt an der Kordel, die verhindern sollte, daß man dem alten Charmeur zu nahe trat (in den Las-Vegas-Lounges der 50er mußten ihn im Schnitt 12 Polizisten schützen). Dort ballte sich die Hostessen- und Dienstleistungsaristokratie, die vorher so tapfer die Aschenbecher der Gestüts- und Saunabesitzer geleert hatte. Man sah: echte Kennerschaft. Ein Kellner, der seine Arbeit gut macht, war ja nicht erst für Thomas Mann der Inbegriff von würdigem Entertainment, nicht umsonst wird ja auch Hans Albers zur Zeit überall vor allem mit seinen Gastronomie-Klassikern geehrt (Romy Schneider, ebenfalls zur Zeit wieder schwer im Kommen bei der deutschen Entertainmentsvergangenheitsbewältigung, als ihm ergebene Erbin der Hotelbesitzerin in der unsterblichen bürgerlichen Rührstory »Mein großer Freund der Domestike«). Servieren und nicht das Gesicht verlieren ist ganz nahe an Auftreten und Soul haben. Nicht umsonst heißt es: vom Tellerwäscher zum Hütchenspielerboß, nicht: vom Müllmann zum Midas. Hier also Menschen, die mit ihren Augen Sinatras ziemlich idiosynkratischen Wegen quer über die Bühne folgten, die nach Zehntelsekunden Arrangements erkannten und die sogar

selbstmitgebrachte Blumensträuße dabei hatten. Denn Sinatra ist tatsächlich noch Pop, so seltsam es klingt. Alles, was in dem Genre, das er repräsentiert – eingefrorene Big-Band-Musik, eingefrorener Swing etc. – , nur noch für die hohlsten unter den nostalgischen Affekten Platz läßt (wie vom Vorprogramm vorgeführt), wird von ihm einem Leben zurückgegeben, das in den nicht wenigen Gefühlswelten spielt, in denen noch heute Leute die Chance spüren, sich wenigstens ganz und autonom fühlen zu wollen. Weil sie z.B . auch nichts anderes tun, als was man in Amerika schon vor fünfzig Jahren tat, Aschenbecher leeren und noch Kinder aufziehen. (Die vorübergehende Überholtheit Sinatras zwischen 68 und 80 hängt damit zusammen, daß in dieser Zeit die Aschenbecher voll blieben.) Pop heißt ja weder, Bedürfnisse durchzusetzen noch Bedürfnisse aufzuzwingen, umzuleiten etc., sondern im klassischen Sinne – von dem heute nicht mehr viel übrig ist – einfach sie für eine Zeit zu artikulieren. (An der sich manches schneller und anderes doch langsamer ändert.)

Zuletzt hörte ich sie (DIE GROSSE STIMME) schwül, dramatisch, überhitzt und ziemlich GROSS in Spike Lees »Jungle Fever«, als fiebrige Untermalung der aufgeheizten Rassismen in der kleinen Bar im italo-amerikanischen Bensonhurst, wo sich die italienischen Männer treffen und über die »Rassenschande« debattieren, daß sich eine italienische Frau mit einem Schwarzen eingelassen habe. »When I was seventeen it was a very good year« läuft viel zu laut und überdreht, wenn sich die Jungs gegenseitig aufheizen, bis man aus dem Stimmengewirr nicht mehr heraushören kann, ob eigentlich schon offen von Sex die Rede ist oder Rassismus noch als Vorwand dient. Leitmotiv bei Lee sind ja der italoamerikanische Verlust diverser traditionell italienischer Domänen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte von Schwarzen erobert wurden, und die daraus sich ergebenden Aggressionen: Baseball, Basketball, Football, vor allem Boxen. »You gold-teeth, goldchain-wearing, fried-chicken-and-biscuiteatin' monkey, ape, baboon, big thigh, fast running, three-hundred-sixty-degree-basketball-dunking space, Moulan Yan, take ya slice a pizza and go the fuck back to Africa!« – »You Dagi, Wop, garlic-breath, guinea, pizza-slinging, spaghetti-bending, Vic Damone, Perry Como, Luciano Pavarotti, Sole Mio, nonsinging motherfucker!«

Und das Showgeschäft. Früher war es selbstverständlich, daß all seine GROSSEN Rollen auch von Italoamerikanern besetzt wurden, heute verliert der letzte italoamerikanische Star, Sylvester Stallone, gerade sein Terrain an einen Mann aus der Steiermark (der besonders in der schwarzen Community sehr beliebt ist; und das nicht, wie neulich ein deutschkundiger Amerikaner meinte, weil sein Name »Black Negro« bedeutet). Und da brodelt dann die streicherüberladene, sich der gerade überwundenen pubertären Verklemmtheit noch erinnernde Sinatra-Sex-und-Souveränitäts-Nummer durch die kleine Bar in Brooklyn, die heute nur noch bittere Erinnerung an eine längst verlorene souveräne Sexualität (und Identität) unter den italian working class youths verbreitet, an deren Stelle eine Hoyerswerdamäßige Raserei getreten ist. Noch diese Nacht machen wir Yusuf Hawkins platt. (Wahrscheinlicher ist, daß sogar die authentischen Mörder von Yusuf Hawkins schwarze Musik gehört haben, bevor oder als sie ihr schwarzes Opfer zu Tode prügelten.)

Dennoch ist der Verlust eines italienisch-dominierten Showgeschäfts auch heute abend in Frankfurt bei einem Publikum, das zu einem nicht unwesentlichen Teil seine Eintrittskarten mit Schutzgelderpressung, im mehr oder weniger übertragenen Sinne, verdient haben wird, ein Punkt. Wenn Sinatra davon redet, daß die jungen Leute unverständliche musikalische Vorlieben haben, dann meint er auch, daß sie »Negermusik« hören; diesbezüglich hat er sich ja auch schon zu den Zeiten des Rock'n'Roll eingelassen. Die enge Beziehung der Musik, die er pflegt, zu einer früheren Phase von »Negermusik« ist da kein Widerspruch. Der Name Quincy Jones als Songwriter oder Arrangeur fällt an diesem Abend mehrere Male, während der echte Quincy Jones sich bei jeder Gelegenheit dafür feiern läßt, wie nahe er sich gerade auch den jüngsten und aggressivsten Entwicklungen schwarzer Musik fühlt (seine sogenannte Bilderbuchkarriere kann man zur Zeit in einem Kinofilm bestaunen). Der imaginäre Barkeeper, der in »One For My Baby...« noch einen einschenkt (bzw. zwei), ist schwarz, aber er bedient nur (in der nächsten Generation wechseln unzählige seiner Nachkommen ins Soul-Fach). So kann man mit ihm auskommen und sich von ihm sogar Songs und Sounds zeigen lassen. Amerikanische Souveränität, wie sie Sinatra verkörpert – als den eigenen Weg, den ich ganz allein zu gehen glaube – , denkt sich immer von einer Kriegerposition aus (und in den Städten maskieren sich deren Kriege seit ewig schon als Rassenkriege). In Frankfurt schleckt man nur den Sound der Würde, die so ein Veteran halt immer ausstrahlt. Daß diese Würde ein Gefühl ist, das in engstirnigen, klein- und großkriminellen Kämpfen gewonnen wurde, verstehen nur diejenigen Kriminellen im Publikum, die ein gutes Gedächtnis haben oder die Souveränität, sich nichts vorzumachen, die Sinatra im besten Falle rüberbringt.

Miles Davis, den Sinatra dadurch nun überlebt hat, daß er sich nach der Dominanz immer eigenständigerer schwarzer Musik im US-Pop noch mit allem anderen Pop, aber nicht mehr auf eine Konkurrenz auf deren Terrain eingelassen hat, fällt einem ein, weil er aus der Herkunft seiner hohen, einsamen, allgemein als Eleganz-Chiffren gelesenen Trompetentöne nie ein Hehl gemacht hat; und gerade deswegen in das Reich romantischer Rassismen verwiesen hat, was seine Kritiker immer so gerne behaupten: daß die drogensüchtige, Zuhälter- und Pfandleiherkunden-Epoche des Jazz keine goldene, kreative gewesen sei, sondern eine auszehrende, die sich nur ein romantischer Trottel oder Rassist zurückwünschen könne; die Trompetentöne also deren Negation. Sinatra – ähnlich dem Südstaaten-Soul – kommt noch aus der Zeit, als trotz aller Rassenkriege noch die gemeinsame Vorstellung alle working class Amerikaner einte, auf dem einen oder anderen Weg könnte man da rauskommen und mit der beim Überwinden und Herauskommen gewonnenen negierenden Eleganz nicht

nur Handel treiben, sondern auch ein Lichtlein hochhalten, das den anderen den Weg zeigt (ohne das moralisch zu meinen). Diese Gemeinsamkeit ist spätestens seit den 50ern in einem großen Teil, seit den 70ern in allen Bereichen der Produktion von Pop-Musik verschwunden. Wenn man solange immer dieselben unsterblichen Zeilen singt, bis man identisch mit ihnen wird, kann man die Erinnerung daran – als Person, sogenannte lebende Legende – noch eine Weile erhalten. Die Erinnerung an das, wofür Soul – zu dem Sinatra sogar das Bindeglied aus einer noch weiter zurückliegenden Vergangenheit bildet – stand, ist so mächtig noch, daß immer wieder versucht wird, Soul zu formulieren (auch wenn Soul als Negation es schließlich immer schwerer hat, weil kaum noch einer solche Negation für möglich zu halten lernt und auf brachialere, individuellere Methoden setzt).

Eine andere hochgewachsene Frau, nicht in der Uniform des Service-Personals, nimmt mir jetzt kurz die Sicht. Als sie sich einen anderen Platz sucht, erkenne ich sie, Fattagrafs Nacktmodell mit Begleitung. Von »Würde« redet zwei Tage später auch die »FAZ« in Form ihres über Pop und Jazz sonst mit besonderer Konsequenz nur Falsches verbreitenden Kritikers Obst. Er hat nicht nur beobachtet, daß die »Frankfurter Festhalle zu fliegen beginnt«, wie sonst nur Klassenzimmer, sondern er kennt auch die »typisch amerikanischen Allianzen. . . zwischen Kunst und Kitsch etwa, zwischen Mafia und Mädchen, zwischen Politik und Show, zwischen Geld und Geltung«. Das lässige »etwa« signalisiert, daß die Kraft der Alliteration – die nur für die Politik durchbrochen werden mußte, obwohl sich doch hier »Show und Schmiergeld« angeboten hätte – noch endlos weiter verbinden könnte, ohne daß irgendeiner der Anteile einbringenden Partner Schaden nehmen würde. Würde. Würde aber, so sehr wir sie genießen als ein Zeichen des Sonderfalls, daß einer die Gefährdungen – symbolisch – hinter sich gelassen hat, solche Würde ist immer Widerschein gnadenloser Willkür, ob von der Allianz Fattagraf und »FAZ« (daß es bei denen nie würdig widerscheint, liegt nicht an ihrer vielleicht noch verkommeneren Moral, sondern an Deutschland, wo eben nicht mal Gangster nicht mal cool aussehen) ausgeübt oder von der Mafia an Mädchen verübt.

Soul ist noch mehr, ein Sichverlassenkönnen auf kollektive Vermittelbarkeit sehr spezifischer Gefühle von Würde und Gefährdung. Ich will Frank keine Vorwürfe machen, gäbe ich was auf ein moralisches Urteil über seine Vita, hätte ich gar nicht erst anzufangen brauchen. Musik und Gesang sind nicht die Summe ihrer Produktionsbedingungen, und der älteste Hut ist, daß böse Menschen die besten Lieder haben. Mit dem Genuß daran die Forderung nach unverzüglicher Verschärfung der Lebensbedingungen in der BRD zu verbinden (wie Horx), ist die widerlichste Spätfolge des Authentizismus, der die Rock-Kultur (fast) ruinierte, wenn nicht wagnerianischer Ideen. Nein, das große Glück an einem Sinatra-Abend besteht ja gerade darin, daß diese (so natürlich eh nicht stimmenden) Allianzen sich auflösen; wenn er »Come Fly With Me« singt, sitzen immer noch dieselben Immobilienmakler im Publikum, und zwar fest auf ihren irdischen Hosenböden, auf der Bühne eiert derselbe widersprüchliche nette Kerl, aber sein Mikro überträgt etwas, das nur noch »Mädchen« und nicht mehr Mafia ist. Es ist auf jeden Fall Würde, aber ich bin nicht ganz sicher, ob es Soul ist, ob er Soul hat. Aber daß Negation und Eskapismus, Abflug und Aufbruch auf amerikanisch keine Gegensätze sind, bleibt tatsächlich etwas, was man in Deutschland kaum verstehen wird. Frankfurt übereilt zur offenen Stadt erklärt.

Man könnte argumentieren, daß eine besondere Schönheit von den Glücksvorstellungen und Schwerelosigkeiten ausgeht, die sich gegen besonders schwere und besonders unglückliche Umstände durchsetzen mußten, egal welchen Anteil der Vortragende selbst an diesen Umständen hatte (ob er selber boi der Mafia war). Abgesehen davon, daß das romantische Spekulation ist, spielt es eben auch keine Rolle, weil man weder Glück noch Unglück – nicht in der Kunst und nicht im Leben – messen kann, wohl aber kann man historisch und sonstwie spezifische »Glücke« unterscheiden und benennen. Sinatra kommt bei mir schon fast nicht mehr an, gerade eben noch. Und heute abend hatte er über sehr viel Umgebung hinwegzusingen. Wenn ich von »Glück« spreche, meine ich schon nur noch eines, dem ich Erfahrungen, die ich mit den großen Euphorikern und Melancholikern späterer Generationen gemacht habe, hinzudenke. »His entire life was a long, unending fight«, resümiert Sinatra-Biograph Gehman schon 1961 erstaunlich nekrologisch, weil er vermutlich weiß, daß aus einer fightend zugebrachten Vita gewonnene Gefühle bald keine Zuhörer mehr finden würden. Für eine gewisse Zeit waren die Leute ja schonmal so weit, daß sie auf diesen My-Way-Fight, egal wie bedürftig ihre Lage war, zurecht keine Lust mehr hatten; etwas besseres als Karriere finden wir allemal. Die Zeiten sind einstweilen für immer vorbei, Sinatra hat sie in Las Vegas ausgesessen.

Rückweg durch das postmoderne Möchtegernnewyork, Möchtegernnewyork zum Hauptbahnhof. Aus der Kneipe hört man Jauch und Sportstudio und kehrt gern auf ein Bier ein. In mein Gesichtsfeld setzt sich diesmal ein kleiner Mann. Unglücklich unterliegt der Hamburger SV Borussia Mönchengladbach. Neben mir ein kleiner Tumult, aber ich schau nicht hin, weil: Vielleicht gleichen sie ja doch noch aus. Der kleine Mann dreht sich um: »Haste gesehen, die Frau ist mit dem Geld durchgebrannt?« – »Nee, ich hab ferngesehen.« – »Mensch Junge, hast doch zwei Augen, brauchst du vier Augen?« Und da sah ich, daß er nur noch eines hatte.

Konkret 11/91, S. 67

Gero von Randow

Edle Nasen

Aus Fritjof Capras überflüssigem Buch hat Bernd Capra einen überflüssigen Film gemacht: »Wendezeit«

Das Unheil nimmt seinen Lauf, als Liv Ullmann mit einer Kanne Beuteltee erscheint. Ab jetzt wird geredet, bis zum Sonnenuntergang, und dann ist die Filmrolle abgelaufen.

Wie schön klingt die Musik von Philipp Glass! Wie schön ist das Kloster Mont St. Michel! Wie schön sehen Tom, Jack und Sonja-Liv aus, die dort aufeinandertreffen – und diskutieren und diskutieren, während unsereins nur davorsitzen und zugucken darf.

Worüber reden sie? Ihre Themen in alphabetischer Reihenfolge: Atomphysik, Atomwaffen, Bacon (Francis), Bevölkerungsexplosion, Descartes, Evolution, Feminismus, Fleischessen, Korpuskel-Welle-Dualismus des Lichts, Medizin, Newton, Regenwald, Rüstungsforschung, saurer Regen, selbstorganisierende Systeme, Unschärfe-Relation, Wachstums-Wahn, Wettrüsten. Das alles in eineinhalb Stunden, inklusive sämtlicher Phrasen. Unerbittlich. Als die drei nachdenklichen Schönen zum Essen Platz nehmen, hoffe ich in ihrem eigenen Interesse, daß sie nun ein wenig Ruhe geben und die edlen Nasen über die Gläser halten – nichts da. Ein junger Mensch wirft Papierschnipsel und eine Dose auf den geheiligten Klosterboden, geradezu demonstrativ achtlos (wenn das denn ginge), und schwupp! redet das trio banal über Hiroshima.

»What's wrong with Descartes?« fragt Jack, der zu belehrende Naivling und Polit-Karrierist aus Amerika, als Sonja ihm ein Privatissimum über die Geschichte der Wissenschaftsphilosophie gewährt. Ein sympathischer Typ, dieser Jack, wenngleich es mir schwer fallt zu glauben, daß so nette Leute politische Chancen haben. Für seine **Frage hätte** ich ihn küssen mögen – ging nicht, war Kino.

Descartes zerstörte das Gebäude der aristotelischen Scholastik. Den Theologen zufolge war es eine innere, eine geistige Kraft, die ein Etwas zu seiner spezifischen Existenz treibt. Descartes indessen wollte die materielle Welt nur aus ihr selbst erklären und trennte sie gedanklich von allem Geistigen. Das Materielle funktioniert einfach, nichts sonst, und als Metapher wählte Descartes den damaligen Inbegriff des Funktionierens: die Maschine, speziell das Uhrwerk. Die große Uhr des Mont St. Michel dient Sonja deshalb auch als »conversation piece« . Descartes? Damals hui, heute pfui, meint sie. Die Wissenschaft habe den Cartesianismus längst hinter sich gelassen.

Descartes' Dualismus von Geist und Materie wird heute selten vertreten. Den schwersten Stoß erhielt das mechanistische Weltbild Descartes' zu Beginn dieses Jahrhunderts: Einsteins Relativitätstheorie machte dem Prinzip der Gleichzeitigkeit, nach dem zu jedem Zeitpunkt ein exakt definierter Globalzustand existiert, ein Ende. Doch an die Stelle des cartesianischen Uhrwerks traten nicht etwa wieder »Lebenskräfte«, »Geistwesen« oder andere Gespenster, sondern kompliziertere Mechanismen, die nicht mehr anschaulich beschrieben werden können.

Von der Kloster-Uhr geht's schnurstracks zum Folterkeller, na, und wer wird dort zur Schnecke gemacht? Francis Bacon natürlich, der Bösewicht, der Antityp wissenschaftskritischen Räsonierens. Francis Bacon, ja, der hat Frauen als Hexen verfolgt, war ein bestechlicher Politiker, und ausgerechnet dieser Fiesling begründete die neuzeitliche Methodik der Naturwissenschaft, das sagt doch wohl alles. Bacon, der Verkünder einer patriarchalen Wissenschaft, die fortan Mutter Natur mit Folterinstrumenten gepiesackt und penetriert hat, anstatt sie als Ganzes zu verstehen. Die teuflische Methode ist freilich out, die Parole des Tages heißt »Ganzheitlichkeit«. So weit die Wissenschaftskritik, vierhundert Jahre später.

In der Tat gehen Naturwissenschaftler neuerdings öfter aufs Ganze, suchen größere Systeme zu begreifen – doch ohne analytisches Zerlegen würde nichts daraus. Geowissenschaftler versuchen beispielsweise, die Dynamik der ozeanischen und kontinentalen Gesteinsmassen auf Computern zu simulieren, konstruieren also ein Bild der Lithosphäre als eines »lebenden Organismus«, wenn man so will. Sie können es indessen nur, weil sie unsere Erde zuvor mit riesenhaften Bohrern »penetriert« haben, um Gestein, Flüssigkeit und Gase zutage zu fördern und diese alsdann sorgsam zu untersuchen. »Ganzheitlichkeit« ist so neu nun auch wieder nicht, das Kinogelaber über »Beziehungen«, »Holismus« und »Organismen« schleicht sich durch Türen, die Michael Faraday, James Clerk Maxwell, Albert Einstein oder Werner Heisenberg langst geöffnet haben.

»Works, not words«, forderte Francis Bacon, gegen die schriftgelehrte Aristotelik gewandt. Unablässig plätschern Capras Worte in den Zuschauerraum; wer genau hinhört, vernimmt freilich ihren Hintersinn: Sonja weiß Bescheid, und »das gibt mir Stärke«, säuselt sie selig. Die wissenschaftliche Methode beruht auf Einsicht in die Schwächen unseres Erkennens, ist vorsichtig und evolutionär; Sonja-Liv Capra indessen wähnt sich im Besitz einer »Systemtheorie«, die den »einheitlichen Rahmen« des Neuen Wissens abgibt. Die großartige Zentralperspektive beschreibend, hegelt sie drauflos, als sei nicht spätestens im zwanzigsten Jahrhundert jede »Allgemeine Gesamt-Theorie« kläglich oder grausam gescheitert, je nachdem.

Ein paar Minuten lang ist der Film interessant: Sonja, die Physikerin, erklärt den beiden Männern die Atomphysik. Das ist beste Schulfunk-Qualität (was ich nicht despektierlich meine). Doch ansonsten braucht sich niemand, der sich gerne mit anderen Menschen unterhält und Bücher liest, diesem Gesprächsfilm auszusetzen. Vielleicht macht die folgende, aus Richard Feynmans »Lectures on Physics« stammende »holistische« Passage Appetit aufs Lesen: »Ein Dichter sagte einmal, 'das ganze Universum liegt in einem Glas Wein'. Wir werden wahrscheinlich nie wissen, wie er das gemeint hat, denn Dichter schreiben nicht, um verstanden zu werden. Aber es stimmt – wenn wir ein Glas Wein genau genug ansehen, sehen wir das gesamte Universum. Da gibt es die Gegenstände der Physik: die bewegte Flüssigkeit, die abhängig von Wind und Wetter verdunstet, die Reflektionen im Glas, und unsere Vorstellungskraft fügt die Atome hinzu. Das Glas ist ein Auszug aus den Felsen der Erde, und aus seiner Zusammensetzung erkennen wir die Geheimnisse des kosmischen Alters und des Werdens der Sterne. Welch seltsame Schar von Chemikalien ist im Wein? Wie sind sie entstanden? Da sind die Fermente, die Enzyme, die Substrate und die Produkte. Im Wein ist die große Regel zu finden: alles Leben ist Fermentation. Niemand kann die Chemie des Weines enthüllen, ohne zugleich, wie Louis Pasteur, die Ursachen vieler Gebrechen. Wie lebhaft ist der Rotwein, der sein Dasein in das Bewußtsein drängt, das ihn beobachtet! Wenn unser enger Geist um seiner Bequemlichkeit willen dieses Glas Wein, dieses Universum in Teile zerlegt – Physik, Biologie, Geologie, Astronomie, Psychologie und so weiter – , bedenkt, daß die Natur nichts davon weiß ! So laßt uns alles wieder zusammenfügen, um nicht schließlich zu vergessen, worin der Sinn liegt. Genießen wir ein letztes Vergnügen: trinkt aus und vergeßt's!«

Konkret 11/91, S. 68

Christel Dormagen

Ach, Monsieur Chabrol!

Claude Chabrol hat Gustave Flauberts Madame Bovary verfilmt. Aus aufregenden Worten wurden langweilige Bilder

Es gibt Leute, die der Meinung sind, das Ringen zwischen Bild und Wort um die Vorherrschaft in unser aller Köpfen sei noch nicht entschieden. Die solcherlei äußern, sind natürlich hartnäckige Buchstaben-Nostalgiker. Immer wenn es ihnen um einen Sieg zu tun ist, führen sie das Kapitel Literaturverfilmung, diesen unglückseligen Zwitter, ins Feld.

Nun liegt es in der Natur der Sache, daß auf diesem Gebiet kein ehrlicher Streit ausgefochten werden kann, da es sich bei den gemeinten Filmen, wie der Name schon sagt, nicht um genuine Bildwerke handelt, sondern um Nachstellungen. Nachstellungen womöglich sogar im doppelten Wortsinn: Die Industrie der bewegten Bilder jagt den Stoffen nach, die offenbar gar nicht so mir nichts dir nichts zu erfinden sind, wie man im Zeitalter der Selbstzeugung von Bildern, von Virtual Reality und Cyberspace vermuten könnte. Und sie wiederholt Inhaltskonstellationen, die in Büchern vorgegeben sind.

Nicht von ungefähr wird deshalb auf dem Programmzettel zum neuesten Werk aus dieser Produktionssparte auch gleich das Buch zum Film in einer großen Anzeige des Verlages präsentiert. Der Buchdeckel ist abgebildet. »Gustave Flaubert. Madame Bovary« steht darauf, und unterlegt ist die Schrift mit einem deckeldeckenden Farbfoto aus dem Film gleichen Namens: Isabelle Huppert in großer schwarzer Garderobe als Madame Bovary, in einer Szene der Verzweiflung. Mit gerafften Röcken eilt sie frontal aus dem Bild, ihre Augen sind geschlossen, die Sinne scheinen ihr zu schwinden.

Wem aber nun genau? Wer ist diese »sie«, von der Bild und Wort zeugen, – Isabelle Huppert oder Madame Bovary? Die chronologische Verwirrung: Wer war zuerst da?, die das Buchcover gezielt stiftet, ist perfekt und mit der derzeitigen Parallelaktion von »Twin Peaks« – Buch und TV-Serie synchron – nur oberflächlich zu vergleichen. Natürlich ist die Methode derartiger Trittbrettwerbung längst nicht mehr neu, trotzdem erhält sie im vorliegenden Falle durch die zwei Frauengestalten eine neue Qualität. Beide sind in ihrem jeweiligen Genre so etwas wie klassische Figuren. Und beide stehen, auf der untersten Klischee-Ebene gewissermaßen, in ihrem jeweiligen Genre für die zutiefst leidende Frau. Das trifft sich doch gut, ließe sich da denken. Aber nichts und gar nichts trifft sich gut.

Nun können, siehe oben, die Filmer es uns Buchstabensüchtigen ohnehin nie recht machen, wenn es um die Inszenierung von Literatur geht. Entweder drehen sie unverfrorenerweise Geschichten »nach Motiven von. . .«; dann müssen wir uns wenigstens nur über ihre Phantasielosigkeit ärgern, über ihr gedankenloses Ausräubern unserer heiligen Schätze, ohne daß denen allerdings ernsthaft Böses widerführe. Oder sie beanspruchen »Werktreue«. Da kriegen wir Literaturverteidiger erst recht Oberwasser. Wie im Falle von Chabrols »Madame Bovary«: »Ich wollte mich so genau wie möglich an den Text des Autors halten. Ich versuche, den Film so zu machen, wie Flaubert ihn wohl gemacht hätte, wenn er statt der Feder eine Kamera gehabt hätte« (Claude Chabrol). Ach, Monsieur, diesen Satz hätten Sie besser für sich behalten!

Wenn Werktreue allerdings meint, daß jeder der im Film verwerteten Sätze auch ziemlich genau so in Flauberts Roman steht und daß die Chronologie der ausgewählten Filmereignisse dem Buch entspricht, dann hat Chabrol tatsächlich zumindest seinen Vorsatz der Texttreue ausgeführt. Gezeigt wird nur, was auch bei Flaubert vorkommt. Insofern hat der Regisseur sogar ausgesprochen sorgfältig gearbeitet. Auch das Bühnenbild, die opulente, geradezu hyperreale Ausstattung – von der französischen Kleinstadtkulisse über die Pferdedroschken bis zum Mobiliar und den erstaunlichen Kleidern der Heldin – , ist vermutlich historisch hochkorrekt. Der literarische Stoff wurde durchaus zu einem sauberen Kostüm vernäht.

Doch geht es in der Geschichte der Madame Bovary – so denke ich – überhaupt nicht um zeigbare, mithin unsagbare Dinge, sondern ausschließlich um sagbare. Insofern sei der etwas plumpe Satzmengenvergleich gestattet. Ich schätze, im Film kommen, als Dialog und als Off-Erzählung, auf keinen Fall mehr als 400 Sätze vor. Der Roman besteht aber, grob überschlagen, aus wenigstens 4.400 Sätzen. Und ich bin der festen Überzeugung, die stehen nicht dort, weil Flaubert leider keine Kamera besaß.

Da ist zum Beispiel der Moment, in dem reiche Gutsbesitzer Rodolphe Boulanger seinen kranken Knecht zum Landarzt Bovary bringt und dabei zum ersten Mal ein Auge auf dessen Ehefrau Emma wirft, während sie ihrem Mann bei der Verarztung hilft. Ein einziger Satz aus dieser Passage im Buch lautet wie folgt: »Madame Bovary nahm das Becken und stellte es unter den Tisch: bei dieser Bewegung breitete sich ihr Kleid (ein Sommerkleid mit vier Volants, gelb, mit langer Taille und weit geschnittenem Rock) rings um sie auf dem Fußboden aus; – und während Emma, gebückt mit vorgestreckten Händen, ein wenig schwankte, bauschte sich der Stoff oder fiel in sich zusammen, je nach der Bewegung ihres Oberkörpers.«

Ich kann mich – bei der Fülle der vorgeführten Kleider – zwar nicht mehr daran erinnern, wie das entsprechende in der entsprechenden Filmszene aussah, bin aber sicher, es stimmt mit der Beschreibung überein. Ich hatte sowieso so viel mit

Gucken zu tun, daß ich diese kühl und ruhig nacheinander berichteten Feinheiten der Wörter-Szene kaum bemerkt hätte, so vollgestopft war die Leinwand. Und unser filmdramaturgisch geschultes Auge, akustisch unterstützt noch durch die wüste Erlebnismusik, ist ohnehin eher darauf abgerichtet, den Gesichtern der Personen zu folgen; und da signalisieren alle Anzeichen überdeutlich: Achtung, zwischen den Beiden passiert gleich was!

Und so geht es den ganzen Film hindurch. Der kann sich, seiner Beschaffenheit nach, nur an ausdrücklichen Geschehnissen festhalten und sie in Szene setzen: Emma lernt Charles Bovary kennen; sie heiratet ihn; das Fest auf dem Schloß findet statt; sie kriegt ein Kind; sie fängt ein Verhältnis mit dem Frauenvernascher Rodolphe an; der versetzt sie bei der geplanten Flucht; sie wirft sich auf den sentimentalen Léon; sie verschuldet sich; als die Pfändung vor der Tür steht, nimmt sie Gift und stirbt über elend lange Minuten hinweg. Zwischendurch wird immerzu in Mimik und Bild darauf hingewiesen, daß Emma unglücklich ist.

Das, was über diese platte Inhaltsangabe der bildträchtigen Ereignisse hinausgeht – eine sehnsüchtige Frau wird von drei Männern mißbraucht und leidet sich zu Tode – , sollen Gestik und Gesicht von Isabelle Huppert füllen. Und wo selbst ihr so leidfähiges Gesicht nicht ausreicht, greift Chabrol, der das Drehbuch selbst geschrieben hat, an einigen wenigen Stellen zur Hilfskonstruktion des Off-Erzählers.

So springt der Film von Vorzeigereignis zu Vorzeigereignis, muß natürlich aus Zeitmangel sehr viel später einsetzen als das Buch und verfehlt damit im Kern die Geschichte der Emma Bovary. Die besteht nämlich aus einer äußerst ausgefeilten Exposition, vor allem und gerade aber aus jenen langen, leeren Zeiten zwischen den oben aufgezählten Faktenhöhepunkten. Doch wie sollte man all diese stummen Zeiten ins Bild setzen, wie die Seelenbeschaffenheit der Hauptfigur, jene Mischung aus echter Sehnsuchtsbereitschaft und falschen Versatzstücken, deren Herkunft und Entfaltung Flaubert so unauffällig beschreibt? Das schafft auch das beredteste Gesicht der schmerzerprobten Huppert nicht (ich wurde ihrer Gesichtszüge, obwohl ich sie mag, übrigens irgendwann sehr überdrüssig). Da müßte im Grunde ununterbrochen ein Off-Erzähler das Unzeigbare erklären. Nur könnte und sollte man dann – eh' einem der Kopf mit lauter bedeutsamen Bildern vollgestellt ist – lieber gleich das Buch lesen, in dem der letzte Absatz des Schloßballkapitals zum Beispiel so heißt:

»Die Erinnerung an den Ball wurde also für Emma eine Beschäftigung . An jedem Mittwoch wachte sie mit dem Gedanken auf: 'Ach! Nun sind es acht Tage her... nun vierzehn . . . vor drei Wochen war ich dort! ' Nach und nach verwischten sich in ihrem Gedächtnis die Gesichtszüge der Gäste; sie vergaß die Melodien der Kontertänze; sie sah die Livreen und die Gemächer nur noch undeutlich vor sich; einige Einzelheiten verschwanden ganz, aber die Sehnsucht blieb.«

Ein letztes Argument der Literaturverfilmer lautet gemeinhin: Ja, aber, wenn man das Buch nicht kennt! Bei wunderschönen Inhaltsromanen, wie etwa »Vom Winde verweht«, mag das gelten; sonst wäre die usurpierte Fortsetzung auch gar nicht möglich gewesen. Und verrückterweise stellt sich da ja nun eher das umgekehrte Problem: Wie kriegt man Vivian Leigh und Clark Gable für die Verfilmung wieder hin?

Ich fürchte aber, daß diejenigen, die den Roman »Madame Bovary« nicht kennen, zum einen durch den Film verwirrt werden, weil er mit seinen großen Handlungssprüngen die Kenntnis des Buches eigentlich voraussetzt; zum anderen werden sie sich vermutlich schrecklich langweilen, weil die Leidensgeschichte in den zweieinhalb Filmstunden nicht recht von der Stelle kommt. Was ein Widerspruch zum vorher Gesagten zu sein scheint, daß nämlich der Roman das langsame Vergehen der ereignislosen Zeit in Sprache setzt. Dem steht allerdings das filmische Handlungsgesetz entgegen, dem Chabrol sich verschrieben hat. Wenn da etwas passiert, gewissermaßen überdeterminiert in viel Szene gesetzt ist, tötet die Ausstattung das Geschehen, auch das seelische. Also muß wiederum seelisch dick aufgetragen werden. Eine Teufelsspirale; auch wenn alle Schauspieler – wie man so sagt – prächtig sind.

Kurzum: Wenn theoretisch mein Urteil auch schon vorweg einigermaßen feststand, der Film hat es mir praktisch leicht gemacht. Und es ist im nachhinein erstaunlich, wie gegen alle Regeln von der archaischen Verführbarkeit des Auges Bilder so langweilig und Worte so aufregend sein können! Es ist mir deshalb völlig rätselhaft, wie man sich als Filmmann an einem solchen Roman vergreifen kann. Und ich halte es – im besten Falle – einer absolut blinden Liebe zu Flauberts Werk zugute, daß Claude Chabrol sich dazu hat verleiten lassen.

Es ist im übrigen nicht ihm allein so ergangen: Acht Vorgänger hat er gehabt. Der erste Film ist 1932 entstanden, der letzte vor Chabrol 1989 in der UdSSR, dazwischen gab es Versuche von Polen bis Argentinien. Nicht umsonst aber sind diese acht früheren Bovary-Filme dem Vergessen anheimgefallen.

Konkret 11/91, S. 70

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Kinder, wie die Zeit vergeht. – Eben noch, keine fünf Jährchen ist's her, schrieb, nein, »hämmerte« der kommunistische Dichter Kroetz in sein »Nicaragua Tagebuch«:

Was die ziselierten Herrn der großen Literatur produzieren, langweilt mich doch zu Tode... Was nützen denn die Bekenntnisse der ziselierten Herrn W. oder H., die die großen Riemen schreiben: längst zu Ende mit sich, bloß noch »auf literarisch« am Leben erhalten (Geld brauchen sie ja, am Bodensee und in Salzburg), umgürtet von einem Haufen ignoranter Auch-gern-Dichter-Kritiker; aber sie sind von sich selbst längst entlassen, ausgeblasen wie Eier, die Schale welkt im Feuilleton so smart dahin – und was haben sie geschrieben, zumindest W., als er »vielleicht« nochmal in die DKP gehen wollte. Da war er Bruder, jetzt ist er Bet-Bruder auf Unselds und der FAZ Schultern/Gnaden/Gelder/Würden.. . Nein Freunde, ihr würdet hier schweigen, die ziselierten Schwänzchen schamgebeugt gen Himmel recken und euch heimsehnen ins Seelenwürstchenwäldchen – und ich schreib hier, blut und schreib

undsoweiter mit schwieliger Proletendichterfaust, doch sein Verleger, der Unseld, wollte seine Autoren W(alser) und H(andke) nicht von einem anderen Verlagsautoren beleidigen lassen und verlangte die Kastration der ausgeblasenen Eier. Aber da hatte er nicht mit der revolutionären Unbeugsamkeit des Schreibers und Bluters gerechnet, der ihm entgegenhämmerte:

Lieber Herr Dr. Unseld,

... Nun könnte man auch die fragliche Passage streichen; aber ich gehe weiter und frage: warum? Schadet sie meinen Kollegen? Ich glaube nicht. Sie hat ausschließlich mit mir und meinen Schwierigkeiten beim Schreiben politischer und privater Wahrheiten zu tun; diese kleine Passage ist so offen, brutal, verzweifelt wie das ganze Buch. Sie gehört für mich dazu. Ich mag »mich nicht wegstreichen lassen«... Ich werde mir also für dieses Buch einen anderen Verlag suchen.. .

Da stand er, er konnte nicht anders, der Konkret Literatur Verlag helfe ihm, und tatsächlich erschien dort das »Nicaragua Tagebuch« mit dem ganzen ungestrichenen verzweifelten Kroetz. Und fünft Jahre später hat es schließlich auch der Unseld eingesehen, daß ein proletarischer Poet sich nicht wegstreichen läßt, denn plötzlich erscheint das »Nicaragua Tagebuch« als Suhrkamp-Taschenbuch und bloß, wie der Verlag ausdrücklich sagt, »überarbeitet und ergänzt«, also keineswegs gestrichen. Die Ergänzung geht so:

Auch im letzten Jahr

sahen wir

trunken

im Verfall

die Sonne

gehen und kommen

über Meer und Palmen

Beschäftigt mit dem

Auseinanderwachsen

waren wir manche Nacht

innig verwoben

undsoweiter, das ziselierte Proletarierschwänzchen schamgebeugt gen Himmel gereckt, drei Buchseiten lang, bis

poesie

die worttrunkene

sehnsucht

meidet

die glücklichen

zu denen nun auch die Kollegen W., H. und U. gehören, die der worttrunkene Poet zu erwähnen meidet. Die »Ergänzung« ersetzt die kleinen brutalen, verzweifelten Eier, die er auf, zu, für Unselds und Burdas Schultern/ Gnaden/Gelder/Würden

ausgeblasen hat.

Es geschieht den deutschen Leitartikler grad recht, daß ich meinen Schreibtisch selbst aufräumen muß – warum bezahlen sie mir keine Putzfrau? Und so geht es wie dem Hartung von der »Tageszeitung« auch dem Herausgeber Fack von der »FAZ«:

Was immer bei den Grünen auch passiert, ihre Anhängerschaft liegt über die Jahre hin fast konstant bei neun bis elf Prozent, und dies bis in die jüngste Zeit hinein. Auch die Gruppierung Grüne/Bündnis 90 holt im Gebiet der alten DDR mühelos neun Prozent. Das Geheimnis dieser Konstanz liegt in der Zusammensetzung der grünen Wählerschaft.

Das Geheimnis wurde genau neun Tage nach der Veröffentlichung der mühelosen neunprozentigen Konstanz am 3. Oktober 1990, bei der Wahl zum Bundestag, feierlich gelüftet. Auf seinem Sockel stand in ziemlich güldenen Lettern: If you think it isn't funny, Fack yourself and save your money.

Auf Dauer entgeht dem Johannes Gross rein garnichts:

In einer Sprache, die ohne Verlegenheit von »Beinfreiheit« redet, hat »Freiheit« kein hohes Prestige.

Anderen ist das schon bei »Pressefreiheit« aufgefallen.

Einer von Grossens und Facks Abonnenten wendet sich wegen Hoyerswerda an seine »Frankfurter Allgemeine«:

Mit dem Schlagwort der sogenannten »Ausländerfeindlichkeit« wird Mißbrauch getrieben. Dieses Wort trifft nicht den Kern des vorliegenden Problems. Jeder Ausländer ist hier als Gast willkommen. Es geht aber nicht an, daß Menschen aus ganz anderen Kulturkreisen ohne jede politische Verfolgung sich um die halbe Welt transportieren lassen, um hier ein regelrechtes Parasitendasein zu führen...

Da der Volksgenosse Hans Lehner aus Pirmasens aber nicht nur Kammerjäger, sondern geradezu Dr. med. ist, fährt er fort:

Es ist hier nicht anders als bei einer Allergie des menschlichen Körpers: Wenn das Allergen, die auslösende Ursache, nicht erkannt und dem Organismus ständig weiter zugeführt wird, so kommt es schließlich zu immer heftigeren Reaktionen, die unter Umständen letal enden können.

Daß in Dr. Lehners Metapher die Deutschen letal enden, in der deutschen Wirklichkeit aber die Allergene sterben, hat den Henryk Broder zu dem Hinweis veranlaßt:

Das Bild hinkt vorne und hinten.

Aber auch das tut es nur in der Metapher.. In der Wirklichkeit, Henryk, beißt sich das Bild in den Schwanz.

Wer aber gibt die Kinder, die in der DDR dennoch geboren und dann ausnahmslos zwangsadoptiert wurden, ihren natürlichen Eltern zurück? Die Frage stellen heißt die »Frankfurter Rundschau« gelesen haben:

Politische Zwangsadoptionen in der DDR in den siebziger Jahren waren »kein Randproblem« sondern eine »Erscheinung, die 17 Millionen DDR-Bürger ständig betraf. Denn der Staat hatte die Vormundschaft über die Bürger übernommen.« Das sagte der Berliner Senator für Jugend und Familie, Thomas Krager (SPD), in einem FR-Gespräch über Ursachen der Zwangsadoptionen im untergegangenen DDR-Staat.

Soweit der dicke Vorspann. Dann gehts etwas kleiner und bescheidener weiter:

Die tatsächliche Zahl politisch motivierter Zwangsadoptionen sei überschaubar.

Also statt der 17 Millionen doch nur 1,7? Oder 170.000? 17.000? 1.700? Gar nur 170?

In Berlin seien acht Fälle bekannt. . .

Acht aus vierzig Jahren.

Wie heißt die Balkenüberschrift in der »Bild«-Zeitung zu der Meldung, daß Skinheads Brandbomben auf drei Ausländerwohnheime geworfen haben? Sie heißt

Asylanten- Terror

Wie ja auch die Überschrift der »Bild«-Zeitung zum Anschlag auf Schleyer nicht anders als

Arbeitgeber- Terror

heißen konnte, oder?

Der »Bürgerrechtler« Konrad Weiß hat gesagt:

Letztlich war der Sozialismus ein Zwillingsbruder des Nationalsozialismus.

Gewiß, ich neige ein wenig zu Selbstgerechtigkeit, und doch irrte, wer mir vorwürfe, es tue mir bis heute nicht leid, die Meinung Honeckers über eine Erscheinung wie diese nicht geteilt zu haben, als es noch Zeit war.